Münster 1936 No 49 Phil DiSS

Germanistik

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der norddeutsche Späthumanismus

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

Vorgelegt von

Wilhelm Pfützenreuter

aus Werl i. W.

Buchdruckerei Laumann / Dülmen in Westfalen 1936

Tag der mündlichen Prüfung: 19. Dezember 1935

Dekan: Herr Prof. Dr. Trier

Referent: Herr Prof. Dr. Günther Müller

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547203_0117

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der norddeutsche Späthumanismus

Inhalt:

1. Einleitung
2. Heinrich Julius von Braunschweig
3. Der norddeutsche Späthumanismus
4. Aus der Theaterkultur des ausgehenden 16. Jahrhunderts
5. Die dramatischen Spiele des Heinrich Julius von Braunschweig
6. Übersicht über die Schauspiele
7. Literaturnachweis

Einleitung

Vorliegende Arbeit versucht in dem großen Bereich des geistigen Schaffens zu Ende des 16. Jh. einen zeitlich und räumlich begrenzten Ausschnitt zu beleuchten. Aus der Menge der dramatischen Schriftsteller ist ein Dichter herausgegriffen, der als Vertreter Norddeutschlands im letzten Jahrzehnt des 16. Jh. sich auf dem Gebiete des Dramas versuchte. Hinzu wurde genommen ein Abriß über die Kultur des Späthumanismus um 1600. Die geistige Bildung dieses Gelehrtenstandes bestimmte zu Ausgang des Jahrhunderts die Haltung der Universität und der Schulen in dem Lande des herzoglichen Dichters, deren Lehrer und die hervorragenden Personen in der Regierung neben dem Herzog als die treibenden Kräfte dieses norddeutschen Gebietes.

Es wird sich als vorteilhaft erweisen, die Arbeit auf den Hintergrund der geistigen, politischen wie soziologischen Abläufe der vorausgehenden, gleichen und folgenden Zeit zu stellen. Die Lebens- und Geistererscheinungen um 1600 liegen an einer großen Scheide der deutschen, aber auch der abendländischen Geschichte. Es genügt nicht, zu sagen, das 16. Jh. ist gekennzeichnet durch die Renaissance, durch den Humanismus und die Reformation, das 17. Jh. durch den Barock; die Auflösung der ersten Erscheinungen und der Aufbruch der nächsten treffen sich um die Jahrhundertwende. Zunächst sind die Bezeichnungen sehr weit gespannt; ihre Begriffe sagen nicht jedem das Gleiche, und schließlich kann man nicht in der für einen Zeitabschnitt vorherrschenden großen Geistes- und Lebenshaltung alle anderen Regungen, Abläufe und Erscheinungen einfangen.

Es liegt nicht im Sinne der Arbeit, die gewonnenen Ergebnisse in diese oder jene große Jahrhundertperiode des deutschen Lebens einzuordnen. Vielmehr wird versucht, den vorgenommenen Raum zu durchschauen, ihn erkennend zu greifen und aufzuzeigen, welche Möglichkeiten, Ordnungszusammenhänge, Wirklichkeiten und Leistungen vorliegen; wie sie mit der vor- und nachliegenden Zeit und den derzeitigen Lebensbedingungen im Zusammenhang stehen; in welchem Maße die Erzeugnisse deutschem Boden entsprungen und von deutschem Geiste gestaltet sind; wie weit außerdeutsche

Einflüsse sich geltend machten, schließlich, was zum Schaffen trieb, und welcher Formwille sich zeigte.

Die Renaissancebewegung, welche eine Umbildung von Persönlichkeit und Gesellschaft brachte, andere Lebensbedingungen heraufführte, ergriff Deutschland, als das Bürgertum sich zum Träger der Kultur und Politik gemacht hatte. Mit breiter Wucht und Körperlichkeit, mit Lust und Trotz trat der Deutsche des 16. Jh. auf, als Einzelner und in seiner Gemeinschaft. Die Literatur der Zeit zeigt kein Vorherrschen eines besonderen Gebietes; überall versuchte man sich und warf alles durcheinander: mittelalterliche Reste, Reisebeschreibungen, Chroniken, Erinnerungen, Romane, Schwänke, Fabeln, Farcen, Anekdoten, Epigramme, Volksbücher und -lieder, Soldatengesänge und neue Choräle, Satiren, kritische Schriften über die Stände und Berufe, über das Christentum, über die Europapolitik, Theaterstücke für Zünfte, Schulen und Feiern, zur Volksbelustigung und zur Belehrung. Primitiv, derb, lachlustig und volkstümlich-kunstlos ist die Hervorbringung. In starker Sinnlichkeit, mit kräftigem Tatendrang und nach Erkenntnis ringend, schuf man blind drauf los.

Die Sittenforderung vollzog man, als handelte es sich um eine Selbstverständlichkeit. Im Kampfe mit der Konvention war das Leben ein Aufgebot aller geistigen wie körperlichen Kräfte im Ringen um eine entschlossene Meinungsäußerung. ‚An Stelle der Ontologie war die Moral getreten. Der Erlösungsglaube wurde stärker betont als der Schöpfungsglaube. Der Mensch des 16. Jh. verlangte mehr Lehre über das Sollen als über das Sein. Es galt die von vielen Seiten bedrohte Seele zu retten und zu gewinnen.‘ (G. Müller, Handbuch, S. 133.) War früher das Heilsbereich von einem Jenseits her geregelt, so wurde jetzt die Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte der persönlichen Brauchbarkeit gesehen. Dieser Individualismus, der sich gegen jede Convention stemmte, wurde von der mächtigwerdenden höfischen Schicht überwunden. Hatten sich in der ersten Hälfte des 16. Jh. die Höfe nach den Stadtbürgern ausgerichtet, so schwand in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Wertnahme nach den Städten. Die Führerschicht wandelte und legte sich über das Bürgertum. Der Staat wurde Hauptinteresse; staatliche Formen und Leistungen zu verwirklichen, war das Wichtigste geworden. Nicht Liebe und volles Versenken ins Volks-

tum galt es, sondern politischen Machtwillen, Ehrgeiz und zwar politischen Ehrgeiz zu zeigen und durchzusetzen. Eine Abwendung von der Innerlichkeit, zu der man keine Zeit mehr hatte, trat ein. Über ein Jahrhundert blieb diese führende Schicht, der politische Mensch für Kultur, Dichtung, Kunst sowie Lebensführung (alles wurde staatlich-repräsentative Erscheinung) bestimmend. Was man hervorbrachte, stand im Dienste der Staatsverwirklichung. Das Bürgertum trat in den Hintergrund, verzehrte sich und gab der Führerschicht nach. Die Fülle und Breite der Renaissance, ihr Durcheinanderwuchern und ihre Ziellosigkeit wurde eingeengt. Das vitale Ewigkeitswollen, das mehr sexuelle als erotische Verhältnis der Geschlechter zueinander erfuhr eine Ablehnung. Der Mensch sollte Mensch sein; er sollte mit seiner geistigen Kraft und seinem Willen die Leidenschaften und alle Sündenlust überwinden und sich für eine Wirklichkeit entscheiden, die man von einer ethischen, staatserhaltenden Schau gewonnen hatte.

Zwischen diese sich gegeneinander ausspielenden bürgerlichen und höfischen Kräfte hatte sich die Kultur des Humanismus, eines Gelehrtenstandes geschoben. Sie versuchte das Leben vom Geist und der Erkenntnis her zu gestalten. Das magische Bereich, in dem bürgerliche und höfische Schicht verfangen waren, wurde abgelehnt. Der Humanismus wußte um das Magische, welches dem Menschen naheliegt; er wollte es aber überwinden. Der norddeutsche, protestantische Späthumanismus, eine Nachblüte im abklingenden Humanismus, mit rationalistisch-deistischen Bewegungen eng zusammenlaufend, berührte sich eine Strecke Weges mit der höfischen Schicht, wurde dann aber von derselben aufgesogen.

Das Durchdrungensein von Dämonischem und Unterweltlichem in der Renaissance gab zu Ende des 16. Jh. die Voraussetzung zu einem Fortunaglauben. Würde und Gefährdung des Menschen waren eng verknüpft. Der Mensch konnte bejahen und verneinen; damit war sein seinsmäßiger Platz gegeben. Sein menschlicher Intellekt vermochte das Eigentliche anzusteuern, aber verdienen und besitzen konnte er es nicht. Er konnte entscheiden, wo er hinwollte, was ihm gegeben wurde, das kam aus dem Bereich der Fortuna. Seine Aufgabe wurde es, auf der erbarmungslos sich drehenden Kugel des Glücks stehen zu bleiben.

Die Dichtung um die Jahrhundertwende blieb noch auf das Praktische gerichtet; sie wollte Gegenwart zeigen, nicht dichterisch gestalten oder ästhetisch wirken, sondern dem Leser wie Hörer Nutzen bringen. Das Schauspiel war die theatralische Darstellung einer menschlichen Bedrohung und Augenblickssituation; die gezeigten Lehren mußten vom Zuschauer als lebenswichtiger Bestandteil aufgenommen werden. Durch Heinrich Julius von Braunschweig erfuhr das Schauspiel zu Ende des 16. Jh. eine Durchsichtigmachung menschlicher Lebensvorgänge auf die Staatsgesetze hin. Göttliche Wirklichkeit wird interpretiert in Analogie zum irdischen Staat. Das Ergebnis ist: durch Gehorsam gegen den himmlischen und irdischen Fürst lebt man sein Leben für sich und die Gemeinschaft in rechter Weise. Die Weiterführung dieser Theaterkultur, die in England durch Shakespeare gewaltige Historien schuf, welche einen historisch-politischen Ablauf durchsichtig machen, wurde auf deutschem Gebiet erst spät vollzogen.

Vorliegende Arbeit beginnt mit einer Lebensbeschreibung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig unter Ausnutzung der erreichbaren Quellen. Es folgt eine Darlegung über den norddeutschen Späthumanismus, größtenteils gewonnen aus zeitgenössischen Belegen. Nach einem Bericht über den Stand des Dramas vor 1600 in Norddeutschland und über die außerdeutschen Einflüsse schließt die Arbeit mit einer Betrachtung der Schauspiele des Heinrich Julius von Braunschweig. Das letzte Kapitel wurde aufgebaut auf eine Durcharbeitung der herzoglichen Handschriften.

Heinrich Julius von Braunschweig

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, postulierter Bischof von Halberstadt, entstammte dem alten norddeutschen Geschlechte der Welfen. Bei der Betrachtung der Herrscherreihe dieses Hauses fällt der große Wechsel zwischen harten, unnachgiebigen Kriegern und kühl berechnenden, maßvollen, etwas starren Staatsmännern oder begabten, kunstliebenden Fürsten auf. Aber bei fast allen Herrschern zeigt sich, trotz dieser Kräfteverlagerung von der Faust zur Stirn, ein unstetes Wesen und ein unbändiger Drang, einengende Grenzen zu sprengen und ins Weite vorzustoßen.

Herzog Heinrich der Jüngere (1514-1568), ein ausgesprochener Krieger, war nach dem Tode des Herzogs von Sachsen der einzige norddeutsche Fürst, der katholisch geblieben war. Er ist in der Geschichte bekannt durch seinen Kampf gegen Luther und die Schmalkaldener. Heinrich, eine unruhige, leidenschaftliche, oft maßlose Natur, ein Leben lang im Harnisch, bestimmte seinen ältesten Sohn wegen einer Beinverkrüppelung zum geistlichen Stand. Julius wurde schon früh auf weite Studienreisen geschickt, kam enger mit dem Protestantismus in Berührung und trat zu der neuen Glaubensbewegung über. Damit geriet er in ein gespanntes Verhältnis zu seinem Vater. Erst nach heftigen Kämpfen, und als die beiden jüngeren Brüder gefallen waren, wurde er als Protestant vom Vater zur Regierung zugelassen. Herzog Julius verstand es, das von Kriegen verschuldete und zerwühlte Land zu hoher wirtschaftlicher und kultureller Blüte zu bringen (1568-1589). Nach der Regierungsübernahme führte er in seinem Lande die Reformation ein. Unter dem Vorsitz seines Kanzlers Joachim Mynsinger von Frondeck, eines wissenschaftlich, juristisch und politisch gebildeten Mannes, arbeiteten drei der gelehrtesten Theologen, Chemnitz, der Württemberger Andreä, Abt Peter Ulner zu Bergen und fünf Rechtsgelehrte ein protestantisches Religionsbekenntnis für das Herzogtum Braunschweig aus, das bei der Eröffnung der Universität Helmstedt in dem eigensinnigen ‚Corpus Julianum doctrinae' seine endgültige Regelung fand.

Mit der Protestantisierung des letzten noch katholisch gebliebenen Streifens von Norddeutschland vollzog sich für dieses Kulturbereich eine geistesgeschichtlich wie politisch bestimmende Wendung. Die religiöse Ausrichtung des Kernstückes nordischen Deutschlands zwischen Weser und Elbe nach den umgrenzenden Staaten hätte auch eine kulturelle und wirtschaftlich-politische Ausgleichung bedingen müssen. Herzog Julius ging aber

eigene Wege. Als unbedingter Vertreter des Absolutismus und als Staatsmann des Merkantilismus (Böcker), sich bewußt und mit Überzeugung dem Kaiser des deutschen Reiches unterstellend, schloß er unter seiner obersten Aufsicht seinen Staat zu einem einheitlichen nationalen Ganzen zusammen. Er zentralisierte die Verwaltung, festigte seine Macht über die Stände und erweiterte seine Rechte auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem und religiösem Gebiete. Mynsinger von Frondeck erklärte den Staatsangehörigen, daß zum Wohle aller der Fürst als Oberhaupt des Staates zu höheren Forderungen berechtigt sei, als das Grundherrnverhältnis es verlange. Die Stände müßten mehr zum Ganzen als zum Eigenen beitragen. - Das Sachsenrecht wich dem römischen. Die Gerichte erhielten gelehrte Räte. Das Schulwesen übernahmen humanistisch gebildete Lehrer. Mit norddeutscher Zähigkeit führte Herzog Julius, ein ‚alter, grober braunschweigischer Sachse alter Art' (so nennt er sich in einem Briefe an Wilhelm von Hessen 1571), seine begonnene Arbeit durch.

Sein ältester Sohn, Heinrich Julius, zeigt nicht viel von diesem derben, steten Wesen, wohl aber Eigenschaften des Großvaters und der feinsinnigen, kunstliebenden Mutter Hedwig, Tochter Joachims II. von Brandenburg.

Am 15. Oktober 1564 wurde Heinrich Julius zu Wolfenbüttel, der Residenzstadt der braunschweigischen Herzöge, geboren. Algermann berichtet, nach der Geburt habe Herzog Heinrich seinen Enkel aus der Wiege genommen, den entblößten Degen ihm auf die Brust gelegt und gesagt: „Du sast nu myn leeven Soen sien, aberst dyn Vaar, de . . . nig." Heinrich, der sich eigentlich nie mit seinem ältesten Sohne richtig ausgesöhnt hat, liebte seinen Enkel und hoffte durch ihn sein katholisches Lebenswerk vollenden zu können. 1566 erreichte er die Postulierung des Zweijährigen zum Bischof von Halberstadt. Seine letzten Pläne, auch das Bistum Paderborn an Heinrich Julius zu bringen, schlugen fehl.

In zwei Jahrzehnten war das Herzogtum Braunschweig von einem mittelalterlichen, feudalen Ständestaat zu einem mächtigen, absolutistischen Fürstenstaat umgestaltet worden. Diese gewaltigen soziologischen wie kulturellen Umwälzungen vollzogen sich in der Jugend von Heinrich Julius, zum Teil unter dessen Mitarbeit.

Herzog Julius, mit einem gesunden Urteil über pädagogische Fragen begabt, verschaffte seinem Sohne eine sorgfältige und durchdachte Erziehung. Die damaligen Prinzenerzieher waren humanistische Gelehrte, geistige Aristokraten, die durch ihre Bildung und ihr Wissen im staatlichen Leben den Stand zwischen Bürgern und Geburtsaristokraten ausmachten. Der Humanist und Theologe Jakob Andreä riet Übungen im Katechismus

und Auswendiglernen von Bibelsprüchen an. Später sollten das Bibelauslegen hinzukommen, Grammatik, Schreiben und regelmäßiger Musikunterricht, wohl auf Wunsch der kunstliebenden Mutter. Julius forderte, daß sein Sohn „eine möglichst reine, verständliche, hochdeutsche und lateinische Pronunciation fassen und führen lernte". (Die Mundart, wie sie Herzog Heinrich sprach, war also noch am Hofe mächtig!) Der erste Lehrer des Prinzen wurde der Jurist Heinrich Grünfeld, der Hofmeister Rat Heinrich von der Luhe und der Präceptor Joachim Arentsche. Algermann berichtet noch von einem Niederländer Belga. Heinrich Julius wohnte von der Residenz fern in dem Landstädtchen Gandersheim. Dort hatte Julius das Pädagogium illustre, eine Anstalt, die zwischen Lateinschule und Universität stand, errichtet. Lehrer an dieser Schule waren neben Grünfeld, Daniel Hofmann und Oven Günther. Als Herzog Julius 1574 die Anstalt besuchte, soll der zehnjährige Heinrich Julius bei einer theologischen Disputation im Pädagogium als Opponent aufgetreten sein. Berücksichtigt man, daß der Prinz ein frühreifer Knabe und sich seiner künftigen Fürstenstellung bewußt war, bedenkt man den unter Julius aufkommenden Respekt vor dem Staatsoberhaupt, schließlich die Zeit, in der solche Gesten nichts Absonderliches waren, so ist die Nachricht glaubwürdig. Als Zeichen einer sich ankündenden Genialität darf sie nicht gewertet werden, eher als ein Zug temperamentvollen Wesens. Auch früh schon zeigte sich bei dem Prinzen ein melancholisches Gemüt. Der Vater wünscht, er solle nicht „am Tisch in Gedanken sitzen, sondern fröhlich, frisch Gemüt haben".

Mit elf Jahren läßt der Herzog seinen Sohn an Verwaltungsgeschäften teilnehmen. Zu Beginn des Jahres 1575 eröffnet Heinrich Julius als Vorsitzender die Schlußverhandlung des Hochverrats- und Alchemistenprozesses Sömmering. Julius war selbst in den Prozeß hineingezogen worden und konnte den Vorsitz nicht übernehmen. Die von dem Prinzen gehaltene lateinische Rede sehe ich als das Werk eines Lehrers an. Auffällig ist in der Ansprache die plötzliche Einschwenkung auf die begonnene Universität und die Bitte, den Bau bald zu vollenden.

In dem Unterricht bis zu dieser Zeit herrschte das Protestantisch-Religiöse vor. Noch kann nicht von einem bewußten humanistischen Erziehen gesprochen werden; denn das Ziel der Erziehung ist noch zu allgemein gesteckt. Zielbewußter und deutlicher humanistisch abgegrenzt war das Bildungsprogramm der folgenden Jahre. Der Plan des neuen Hofmeisters, des Kurt von Schwicheld, ging auf eine freie Erziehung: Protestantische Ethik und staatswissenschaftliche Elemente wurden als Grundlage angenommen. Es sollten Cicero, Cäsar, Sallust, Livius, Terenz und Plautus

gelesen werden, aber keine bedenklichen Bücher! Neben dem Lateinischen und Griechischen mußte Französisch gelernt werden, „da es unter den Fürsten allgemein würde"! Schließlich wurden noch Fechten und „Springen" geübt. Schon im ersten Unterricht waren die Leibesübungen genannt worden. Nun aber sollten sie bewußt betrieben werden, weil sie frisch machten zum geistigen Arbeiten.

Eine nicht hoch genug anzuschlagende humanistische Beeinflussung erfuhr der Bildungsgang des jungen Fürsten durch den im Abendland bekannten und geschätzten Johann Caselius. Seit 1575 stand dieser große Späthumanist von Rostock aus mit dem Prinzen im Briefwechsel. In dem Briefe vom 15. November 1576, einem grundlegenden Programm für eine späthumanistische Fürstenerziehung, heißt es: Der Prinz solle sich immer der Verantwortung, als Fürst für ein Land geboren zu sein, bewußt werden. Von der Fortuna reich beschenkt, müsse er neben die fürstliche Macht die Gewalt der Sapientia treten lassen. In der leichtlebigen Jugend habe man Bescheidenheit zu üben, beim Sprechen solle man gefallen, im Zuhören dankbar sein. (Bei späteren politischen Verhandlungen werden an Heinrich Julius die beiden letzten Eigenschaften gerühmt!) Erst von der richtigen Erkenntnis des menschlichen Lebens aus könne man sein Privatleben regeln, könne ein Fürst sich um sein Land verdient machen. Die Doctrina als Grundlage einer fürstlichen Erziehung bürge für Ruhe und Wohlstand im Lande und für die Freiheit der Staatsbürger. Zur Lektüre empfiehlt Caselius ohne genauere Angaben der Schriften: Plato, Xenophon, Aristoteles, Isokrates, M. Tullius, Plutarch, Dion Chrysostomus und Homer. In einem Briefe vom Anfang Februar 1578 freut sich Caselius, den Prinzen eifrig im Studium der Humanitas und Gelehrsamkeit zu wissen. Zum Schluß wird versucht, Begriff und Wert der Gerechtigkeit darzulegen. Wenn Caselius zuweilen aus pädagogischen Gründen den Lerneifer des jungen Fürsten sehr lobt, so ist das noch kein Beweis für eine gründliche Aufnahme der an Heinrich Julius herangetragenen humanistischen Bildung. Aber ein gewisser Niederschlag der Einwirkungen dieses Humanisten und der humanistischen Lehrer ist die später oft an dem Herzog gerühmte ‚Gelehrsamkeit', das große Geschick, Verhandlungen zu führen und die zwingende Auffassung von der Gerechtigkeit. In der zweiten Erziehungsperiode stand der Prinz stark unter dem Einfluß der späthumanistischen Kultur. Seine Umgebung in dem stillen Gandersheim waren humanistische Gelehrte. Seine Hofleute und Bediente konnten dieser Beeinflussung kein Gegengewicht liefern. Am väterlichen Hofe ging es einfach zu; dort wurde man mit Speck und Kraut bewirtet. Nur bei besonderen Anlässen trat der Hof prunkvoller auf.

Als Elfjähriger wurde Heinrich Julius zum Rektor der neuen Universität Helmstedt gewählt. Er weihte das Werk seines Vaters mit zwei lateinischen Reden ein: die erste gehörte zum akademischen Ritus, die zweite dankt dem Vater, dem Kaiser und dem Kanzler Mynsinger, spricht zu den Professoren und ermahnt die Studenten zur Disziplin. Diese repräsentative Leistung war im damaligen Deutschland neu. Sie war ein Glanzstück der prunkentfaltenden, sich ankündenden neuen Lebenshaltung einer höfischen Schicht im ausgehenden 16. Jh. Die Reden selbst, ganz im humanistischen Stile, dürften dem Prinzen von einem Gelehrten angefertigt worden sein. Heinrich Julius brauchte sie nur abzulesen. In Wolfenbütteler Urkunden befindet sich eine Notiz, in der ein Humanist sich anbietet, die Reden für die Universitätseinweihung auszuarbeiten.

Am 7. und 8. Dezember 1578 wurde Heinrich Julius feierlich als Bischof von Halberstadt eingeführt. Da die Bestätigung des Papstes ausgeblieben war, wurde das Indult des Kaisers als ausreichend bezeichnet. Die Einführung und die Weihe in überlieferten, prunkvollen, katholischen Zeremonien, vollzogen vom streng katholischen Abt Johann vom Kloster Hysburg, hinterließ einen starken Eindruck in der ganzen protestantischen Welt. Die Messe jedoch durfte auf Verlangen des Herzogs Julius nicht gehört werden. Der alte Kanzler Mynsinger von Frondeck verkündete, der neue Bischof werde nicht von der Augsburger Confession weichen. In seltsamer Weise überschnitten sich bei diesem mehr staatlichen als religiösen Akt mittelalterlich Rituelles mit neuer Form und neuem Wollen, kirchlich Überirdisches mit repräsentativ Weltlichem. Julius wurde von der theologischen Fakultät in Helmstedt und den protestantischen Fürsten angegriffen. Er holte ein Urteil von seinen führenden Staatsmännern ein. Es lautete, eine Weihe im eigentlichen Sinne habe nicht stattgefunden, da die Zeremonien nur äußerlich seien und keine innere Wirkung hätten. Dem Herzog genügte diese Feststellung, und als oberster kirchlicher Vertreter seines Landes setzte er die ihm widersprechenden Theologen kurzer Hand ab. Auch die Angriffe der Fürsten hinderten ihn nicht in der einmal beschrittenen Politik und in seiner Religionsauffassung.

Durch das Auftreten im öffentlichen Leben und durch die Berührung mit den politischen und kulturellen Ansichten der Staatsmänner seines Vaters vollzog sich in dem Bildungsgang von Heinrich Julius ein Umbruch. Hatte der Prinz vorher nach dem Willen des Vaters in einfacher Umgebung seine humanistische Erziehung aufgenommen, so entfaltete sich jetzt, begünstigt durch den Eintritt in hohe Ämter und die Teilnahme an Regierungsgeschäften, sein innerstes Wesen. Unter seinen Hofmeistern hatte der junge Fürst auf dem Schlosse Gröningen einen eigenen Haushalt

bekommen. Heinrich Julius fand sich schnell in die Rolle eines Herrn. Gelöst von den Fesseln der strengen Erziehung, ließ er seinem leidenschaftlichen Lebensdrange freien Lauf. Sein Vater mußte ihn rügen bei Besuchen; denn ihm mißfiel das Widerreden bei Tisch, das viele Zutrinken, die Unhöflichkeit und die Ungebärdigkeit. Auch in sittlicher Hinsicht hatte Julius Bedenken. Er gab strenge Anweisungen, darauf zu achten, sein Sohn sollte „ein christlich, züchtiges, keusches und eingezogenes Leben führen" (1579). (Es wird von einem romantischen Liebesverhältnis zu einer schönen Müllerstochter berichtet.) Auch Caselius schrieb aus Rostock, der Prinz solle die Vergnügen meiden, mehr im Sinne der Humanitas leben und den steten Wert des Lebens dem vergänglichen Luxus vorziehen. Wieweit diese Gedanken noch auf Heinrich Julius einwirkten, läßt sich schwerlich feststellen. Der Prinz las wohl gern die Briefe des Caselius, der eben schrieb, weil es zur humanistischen Bildung gehörte. Mehr und mehr entzog sich der Fürst dem humanistischen Bildungssystem. Entweder trieb ihn sein Wesen dazu, oder es war die Machtlosigkeit des Humanismus, sein System an einen begabten, leidenschaftlich bewegten und höfisch aufgeschlossenen Fürstensohn heranzutragen. Zu dieser Zeit wird Heinrich Julius auch mit der vorherrschenden deutschen Literatur des 16. Jh. in Berührung gekommen sein.

Am 1581 lockerte der Vater die straffe Erziehung. Neben der großen Jagdleidenschaft um diese Zeit soll der Prinz sich, nach Leuckfelds Bericht, gern mit körperlicher Arbeit beschäftigt haben. Beachtenswert dürfte sein, daß Heinrich Julius das Schlachten mit großer Leidenschaft getan haben soll. - Bei der Obduktion der Leiche Rudolfs II. war der Fürst auch anwesend. -

Wieder klagt der Herzog über die Lebensweise seines Sohnes. Anstatt der hocheleganten Kleidung fordert er, der Prinz solle sich „auf deutsche, ehrbare, fürstliche und nicht welsche Art leichtsinnig kleiden". Das Treiben des Sohnes mißfiel dem Herzog so sehr, daß er mit dem Testamente drohte.

Als Heinrich Julius an den Verwaltungsgeschäften der Regierung teilzunehmen begann, kam das lose Leben in ruhigere Bahnen. Des Herzogs große Kanalisations- und Entwässerungsarbeiten waren wohl nicht ohne des Prinzen Hilfe entstanden. Durch Beschäftigung auf diesem Gebiete wurde der stürmische Tatendrang auf Handlungen und Leistungen des schaffenden Lebens gerichtet. Aus dem streng geschlossenen Kreis seines humanistischen Bildungssystems herausgetreten, bekam Heinrich Julius Fühlung mit den Vorgängen und Abläufen des öffentlichen Lebens.

1582 wurde Heinrich Julius zum Bischof von Minden gewählt. Drei Jahre später, nach seiner Vermählung, mußte er zurücktreten. Bei der

Reformation des katholischen Stiftes in Gröningen und bei den Verhandlungen mit dem Halberstädter Domkapitel zeigte der Fürst schon die Fähigkeiten der Vermittelung und eine Liebenswürdigkeit im Umgang, was für seine spätere Stellung in Prag am kaiserlichen Hof entscheidend wurde.

Als Heinrich Julius von Braunschweig am 26. September 1585 die feingebildete und kunstliebende Prinzessin Dorothea, Tochter des Kurfürsten August von Sachsen, zur Gemahlin nahm, wurden zur Erhöhung des Festes in Wolfenbüttel Ritterspiele, Ringrennen, Balgenstechen und Fußturniere abgehalten. Im Höhepunkt der Feier erschien der herzogliche Bräutigam selbst in zwei kostbaren Aufzügen, die offenbar von ihm sind, im: ‚Triumph Heinrich des Löwen' und im: ‚Jagdaufzug der Diana'.

(Bei der Behandlung dieser Aufzüge stütze ich mich auf die Darlegungen von Zimmermann.)

Der erste Aufzug wurde durch zwei Herolde eröffnet. Diesen folgten zwei Personen, die ein Drachenhaupt und Greifenklauen trugen. Sechs welsche Musikanten schritten vor einem geschmückten Spießjungen her, der einen Schild mit dem Wappen des weißen Rosses hielt. Zuletzt fuhr der Prinz selbst ein auf einem Triumphwagen. Hinter ihm führte man vier geschmückte Hengste. In dem zweiten Aufzug war der Fürst in einem Jagdzuge als Diana von Musikanten, wilden Männern, Nymphen, von dem ungestümen Jäger Aktäon und einem prächtigen Gefolge umgeben.

Bezeichnend ist die moralische Deutung für die heimische wie antike Sage und die moralische Rechtfertigung der großen Prunkentfaltung durch einen Zeitgenossen: Wiewohl die Erzählung um Heinrich den Löwen Fabel sei, habe der Prinz, dem Vorfahr zu Ehren und um die Gefahren, die einen Regenten bedrohen, zu zeigen, diesen Triumph gestaltet. „Der Fürst kann nicht allein allen Gefahren widerstehen, er braucht mannhafte und getreue Helfer. Der Dianaaufzug soll zeigen, daß ein Regent nach Erledigung seiner Staatsgeschäfte Entspannung benötigt. Eine gewisse prunkvolle Ehrengeste, die nicht zu Ausschweifungen führen darf, soll sogar zum Regieren gehören."

Diese Geste und das ‚sich zur Schau stellen müssen' der Fürsten im Deutschland des ausgehenden 16. Jh. mit einem Aufwand von glänzendem Prunk floß später in eine vorübergehende große Theaterleidenschaft. Hier mehr in eine bestimmte Kunstrichtung gedrängt, als Organ staatspolitischer-historischer Belehrung gebraucht, hätte es bei steter Weiterentwickelung zu einem deutschen Nationaltheater führen können. Aber die führenden Persönlichkeiten der tonangebenden höfischen Schicht zeigen an der Wende vom 16. zum 17. Jh. eine starke Hinneigung zur mittelalterlichen Welt, sie

suchen nach neuen Formen, können sich in jäher Leidenschaft für alles interessieren, sind allen Einflüssen geöffnet, aber ihr Wesen hat etwas Ungeschlossenes, ihr Wille und ihre Entschlußkraft sind häufig vom Augenblick abhängig, ihrem Charakter mangelt es an Stetigkeit.

Die Theaterleidenschaft der damaligen Zeit war so groß, daß die Prinzen häufig in Aufführungen mitspielten. An den kleinen Fastnachtsstücken soll sich Heinrich Julius in seiner Jugend oft beteiligt haben. Vom Oktober 1586 ist vom Wolfenbütteler Hofe ein Bericht erhalten über eine Aufführung einer Tragödie von Xerxes, in der die Prinzen mitspielten.

Der Hofhalt des jungen Fürsten in Gröningen wurde immer prunkvoller. Der kursächsische Baumeister Christoph Trendeler baute das Schloß nach Plänen des Prinzen völlig neu. Aus den Beschreibungen der neuen Bauten läßt sich vom Stil kein sicheres Bild gewinnen. Die Schloßkapelle zeigte deutlich neue Formen. Sie erglänzte in blankem Marmor. Große, in Gold gerahmte Bilder, schwebende Engel und fein gearbeitetes Laubwerk gaben dem Bau eine besondere Pracht. An die Decke waren neue, ‚noch nie gesehene' Bilder in hoher perspektivischer Vollendung gemalt. Heinrich Julius verlangte neue, glänzende, gesteigerte und überwältigende Formen. Es wurden neue Hofmaler ernannt. Die Musikkapelle wurde vergrößert. Seit 1589 gehörte Michael Prätorius zu dieser Kapelle. Früher gab der Herzog Julius nur Gelder für den engen Hofkreis und das Fürstentum aus. Jetzt verspürte man eine Öffnung und Weitung zur modernen Welt, zur prunkentfaltenden Kunst, zu gesteigerter Lebensführung und zu standesgemäßer Hofhaltung. Die Klagen der Untertanen über rücksichtsloses Regiment und übermäßige Beschwerung wurden zwar als lästig empfunden, aber die neue Lebensführung konnten sie nicht hemmen. Einen tiefen Einschnitt jedoch erfuhr diese Lebenshaltung des Fürsten, als seine junge Gemahlin Mitte Februar 1587 im Kindbett starb.

Um eine Ablenkung zu haben, bekam Heinrich Julius vom Vater den Vorsitz des Hofgerichtes. Schon früh hatte der Fürst eine Vorliebe für das Recht, in besonderem Maße für das Römische Recht. Das alte Sachsenrecht kannte er kaum. Zu einem tiefen Verständnis und zu einer rechten Aufnahme des Römischen Rechtes konnte Heinrich Julius nur durch eine ernste Beschäftigung mit der Materie selbst und durch eine gute Kenntnis der lateinischen Sprache gelangen. Dieses verschaffte ihm seine humanistische Bildung, und besonders der große Späthumanist Caselius wird ihm hier den Weg zur Rechtsauffassung der alten Welt gebahnt haben. Gleichzeitig aber nahm der Fürst auch die staatsrechtlichen Strömungen der Machiavellizeit aus Italien auf. Sie dürften die eigentliche Grundlage für die Fürsten- und Staatsauffassung des Heinrich Julius geworden sein.

Machiavelli selbst, dieser mittelalterliche Mensch, dieser guelfische Demokrat, wurde viel gelesen und geehrt, aber recht verstanden hat man ihn nie, und, wie die neueste Forschung festgestellt hat, dürfte Machiavelli kaum auf einen Staatsmann direkt gewirkt haben. Schon seit 1577 befand sich der „Principe" in der Bibliothek des Herzogs Julius. Auch die Braunschweiger kannten Machiavelli, aber mit diesem Namen bezeichneten sie eine treulose Politik. Als Heinrich Julius später einmal seinem Sohne staatsrechtliche Bücher empfiehlt, wird Machiavelli nicht genannt, wohl Comines, Guicardini, Schledan, Thucydides und andere antike Autoren.

Am 3. Mai 1589 starb Herzog Julius. Heinrich Julius übernahm die Regierung. Das Land war politisch, wirtschaftlich und finanziell in vorzüglich geordneten Verhältnissen. In seinen ersten politischen Betätigungen verfuhr der Herzog geschickt, schonend, aber nachdrücklich.

Am 10. April 1590 fand in Kopenhagen die Hochzeit mit der zweiten Gemahlin Elisabeth, Tochter Friedrichs II. und Schwester des regierenden Königs Christian IV. von Dänemark, statt. Der Herzog war mit glänzendem Gefolge und mit seiner Musikkapelle, die unter Leitung Mancinos stand, gereist. Beachtenswert ist die romantische Art der Brautwerbung. Als Krämer verkleidet bat Heinrich Julius seine zukünftige Gemahlin um ihre Gunst. Des Herzogs Großvater hatte auch eine Neigung zu derartigen Handlungen. Um mit seiner Geliebten Eva von Trott ungestört leben zu können, hatte er eine Puppe einsargen lassen. Bei Moritz von Hessen finden sich in hohem Maße ebenfalls solche Erscheinungen. Der Hang zu diesen Sentimentalitäten mag eine typische Wesenseigenschaft der Norddeutschen sein, bemerkenswert ist aber, daß gerade im ausgehenden 16. Jh. ein starker Zug zu derartigen Erscheinungen vorliegt. Aber trotz der Auskostung seiner Leidenschaften und Gefühle, begab man sich nicht in ein Bereich, in dem keine Entscheidungen mehr gefällt werden brauchten. Gerade dieses sich Hingeben einer Gefühlssache, aber sich genau über sein Tun bewußt sein und im entscheidenden Augenblick einen Entschluß zu fassen von einer mehr ethischen als moralischen Erwägung her, findet man bei Heinrich Julius.

In Kopenhagen hatte der Herzog zum erstenmal englische Komödianten und Artisten gesehen. Der dänische Hof stand in nahen Beziehungen zu England. Elisabeths Schwester Anna war verheiratet mit Jakob I. von England, der auch mit seiner jungen Gattin bei der Hochzeit zugegen war.

Die Einzugsfeierlichkeiten in Wolfenbüttel zeigten in der Entfaltung ungewöhnlicher Mittel einen neuen Stil und eine neue Form dieser wichtigen Staatsaktion. Caselius hatte in schönem Latein ein Gespräch geschrieben, in dem drei Flußjungfrauen aus dem Leben des Fürsten berichten.

Auch die anderen Humanisten versuchten mit formschönen, aber inhaltsmageren und lebensfernen Darbietungen diese aus und zum Leben dringende Staatsaktion, die aus ihrem entscheidenden Inhalte heraus zu hoher Gestaltung gelangte, zu verherrlichen. Es zeigte sich aber, daß die lebensmageren Kräfte des Späthumanismus nur noch als dürre Machwerke in dem vitalkräftigen Bereich der höfischen Schicht existieren konnten, wenn sie nicht schon von vornherein als erledigt betrachtet wurden.

Mit dem Einzug einer Königstochter in Wolfenbüttel erfuhr die Hofhaltung einen so glänzenden Aufschwung, daß sie an die Spitze der kunstpflegenden Höfe Norddeutschlands trat. Es galt in dem damaligen Deutschland als eine unerhörte Tat, als Heinrich Julius nach seiner Hochzeit mit seiner Gemahlin den Brocken, diesen gemiedenen Zauberberg, bestieg. Obschon der Herzog abergläubisch und im Hexenwahn verfangen war, wurde diese repräsentative Tat unternommen.

Durch die Lage seines Landes genoß Heinrich Julius eine einflußreiche Machtstellung. Hinzu kamen noch die wichtigen Verbindungen mit Kursachsen, mit Brandenburg, Dänemark, England, Pommern und Hessen. Als Kriegsoberster des niedersächsischen Kreises galt der Herzog als eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des protestantischen Norddeutschland. Von seinen Einkünften hätten, wie der Zeitgenosse Berkelmann sagte, fünf regierende Landesherrn stattliche Höfe halten können. Die politischen wie gesellschaftlichen Beziehungen, die Heinrich Julius unterhielt, erstreckten sich fast ausschließlich auf Norddeutschland. So wurden bei der Niederkunft der Gemahlin Boten geschickt nach: Pommern, Hannover, Bremen, Lüneburg, Mecklenburg, Holstein, Dänemark, Oldenburg, Schaumburg, Grubenhagen, Berlin, Dresden, Halle, Kassel, Magdeburg und nach Schottland. Verbindungen nach Süddeutschland bestanden zu den protestantischen Staaten: die Pfalz und Württemberg. Der oben umrissene norddeutsche Raum, Westfalen und das Rheinland sind ausgeschlossen, bildete nicht nur vom religiösen, sondern auch vom politischen, vom kulturellen und geistesgeschichtlichen Standpunkte aus einen gewissen Zusammenhang. Diesem Gebiet stand der süddeutsche, katholische Raum mit dem Rheinland und Westfalen gegenüber. Die wichtigsten Kulturzentren waren hier Prag, Wien, München, Köln und in etwa noch Münster. Norddeutsche Schwerpunkte gab es in: Braunschweig-Wolfenbüttel, Wittenberg, Dresden, Kassel, Bremen, Berlin und Danzig. Eine weitere Ausspielung dieser Räume gegeneinander muß ich mir versagen.

Gleich nach seinem Regierungsantritt bekam Heinrich Julius den Ruf eines Kunstmäzens. In den ersten Jahren der Regierung wurden, wie aus den Kammerrechnungen ersichtlich, ein Siebtel der ganzen Ausgaben des

Fürstentums für die Bautätigkeit ausgezahlt. Als Baumeister werden genannt der weltgewandte Friesländer Johann de Fries, der für zwei Jahrzehnte bestimmend war für den Zeitgeschmack in Deutschland. Dieser Künstler war Maler, Architekt und Ornamentist; er war noch in dem Renaissancestil verwurzelt, aber es zeigte sich schon bei ihm ein Formgeschmack, der im Barock seine große Gestaltung fand. Fries machte die Architekturmalerei zu einer selbständigen Kunst. Seine Kirchengemälde sind große perspektivische Arbeiten. Der Baumeister Trendeler wurde oben schon erwähnt. Paul Franken erbaute die Wolfenbütteler Hauptkirche. Weitere Bauten um 1600, deren Erbauer nicht genau festliegen, sind die Universität in Helmstedt, Kirche und Schloß zu Hessen, die Erichsburg und Stift Rittershausen, schließlich die Marienkirche in Wolfenbüttel, welche in guter Synthese gotische und ‚moderne' Formgestaltung aufweist. Als Maler sind verzeichnet der italienisch beeinflußte Offinger, von dem das Gröninger Altarbild stammt, Joachim Nolten und Zacharias Brunner. Es waren Künstler aus Norddeutschland oder aus den Niederlanden. Wessen Formwille bei der Entstehung der großen Werke dieser Zeit am Wolfenbütteler Hofe entscheidend herrschte, der des Herzogs, oder der seiner Künstler, ist schwer festzustellen. Aber als Ergebnis kann angesehen werden, daß in gegenseitiger Wechselwirkung unter Heinrich Julius eine Stilrichtung in der bildenden Kunst angestrebt wurde, die sich lösend aus der bestehenden (Gotik, Renaissance) auf eine neue hinwies (Barock). Das beste Beispiel hierfür ist die Wolfenbütteler Marienkirche.

An die Stelle des ehemaligen Rates und Kapellmeisters trat Mancino. Ihn löste 1601 Michael Prätorius ab. In den Kammerrechnungen sind unter den Musikanten neben den deutschen englische, niederländische, italienische und welsche verzeichnet. Die vielen Rechnungen über Musiker lassen auf ein reges Musikleben am Hofe schließen. Der starke, um die Mitte des Jahrhunderts einsetzende niederländische Einfluß auf dem Gebiete der Musik ist zu Ende des 16. Jh. für den norddeutschen Bereich als verebbt zu betrachten. Auch starke italienische Einflüsse sind in Norddeutschland nicht zu verspüren. Noch spielten zwar an den Fürstenhöfen die ‚berühmten' Ausländer in den Kapellen, aber immer kräftiger drängte das deutsche Element sie zurück. Die deutschen Meister dieser Zeit, die zum Teil in Italien geschult waren, wußten mit der italienischen Materie nichts Rechtes anzufangen. Ihr künstlerisches Schaffen war von wesentlich anderen Elementen bedingt, als die italienische Musik. Schütz am Kasseler Hof, später in Dresden, und Prätorius in Wolfenbüttel sind die bedeutenden Meister dieser Zeit, die den großen Weg der deutschen Musik anbahnen. Was Luther und Johann Walter für den mehrstimmigen kirchlichen Gesang

gegeben hatten, das dehnte Prätorius, dem die Kirchenmusik Gottesdienst war, auf die kirchliche Instrumentalmusik aus.

Kurz nach seinem Regierungsantritt erhielt Heinrich Julius von dem süddeutschen, humanistisch gebildeten Nicodemus Frischlin den ersten Teil einer griechisch-lateinischen Grammatik gewidmet. Frischlin erhielt dafür eine Summe Geldes verehrt. Dieser leichtlebige Süddeutsche war damals als Lehrer in Braunschweig beschäftigt. Als er, wohl aus Rache gegen die Wittenberger, die ihm eine Professur an ihrer Universität ausgeschlagen hatten, in einen religiösen Streit gegen die Melanchthoner eingriff, mußte er aus Braunschweig fliehen. Er fand gute Aufnahme bei Heinrich Julius. Wahrscheinlich war er in Helmstedt, wurde dort bewirtet und bekam eine Verehrung. Geringe Zeit später ging Frischlin dann nach Marburg. Über literarische Beziehungen zwischen ihm und dem Herzog liegen keine Zeugnisse vor. 1593 wohnte der Fürst einer Aufführung des „Julius redivivus" von Frischlin in Kassel, die von den Lateinschülern gespielt wurde, bei. Von Aufführungen Frischlinscher Werke am Wolfenbütteler Hof ist nichts bekannt.

Nach dem Regierungsantritt von Heinrich Julius war auch der Rostocker Humanist Johann Caselius dem Rufe nach Helmstedt gefolgt. Sein Einfluß aber auf den Fürsten ließ erheblich nach. Der Herzog trat, durch seine Staatsgeschäfte bedingt, fast völlig aus dem Bildungskreis des Humanismus heraus. In seinen politischen Entscheidungen wurde er stark beeinflußt durch seinen Kanzler Jagemann. Eine Gegenkraft auf kirchlichem Gebiete erstand in dem autokratischen, bedeutenden Generalissimus Sattler.

Die erste Regierungszeit, politisch betrachtet, läßt ein Herauslösen aus den Formen und der Haltung der zeitgenössischen Höfe erkennen. Noch aber ist Neues mit Altem vermischt, und eine klare Herausstellung des neuen Wollens erfolgt nicht. Als neue Bestände aber können angesehen werden der unbedingte Absolutismus, die glänzende, in den Dienst des Staates gestellte Prunkentfaltung am Hofe und schließlich die Auffassung von Staat, Recht und Mensch.

Am 20. Juni 1592 hören wir zuerst von Besuchen der englischen Komödianten am Wolfenbütteler Hof. Die Komödianten werden einer Einladung des Herzogs gefolgt sein. Durch die englische Theaterkultur, die der Herzog in Dänemark erlebt hatte, angeregt, vielleicht auch um den kleinen Spielvorrat seiner Truppe zu erweitern, mehr aber aus Interesse an der Sache selbst und den staatserzieherischen Erfolg der Aufführungen berechnend, nicht zuletzt aus Repräsentationsgründen, schrieb Heinrich Julius kurz nach 1590 elf Schauspiele. Die dramatische Be-

schäftigung des Herzogs erwähnt nur der Arzt Steinmetz. Die Umgebung des Fürsten, welche diesen Zweig des herzoglichen Schaffens würdigen oder sich wenigstens damit hätte auseinandersetzen können, die humanistische Gelehrtenwelt, muß in dieser Betätigung etwas Unstandesgemäßes gesehen haben, zumindest etwas Belangloses. Selbst dem Caselius schienen die Schauspiele eines Poeten nicht würdig. Hier scheiden sich endgültig und sehr deutlich des Herzogs künstlerische wie ästhetische Anschauungen von denen der Humanisten.

Über die Aufnahme und Aufführungen der Spiele ist fast nichts bekannt; über die Verbreitung berichten in etwa die Reisen der englischen Komödianten, die drei Stücke des Herzogs - vielleicht sogar in der gereimten Form - bis ins erste Drittel des 17. Jh. spielten. Am Wolfenbütteler Hof, auf Schloß Gröningen und Hessen muß bis 1600 ein reges Theaterleben geherrscht haben.

Mit der Blüte des Theaterwesens stieg immer mehr die Schätzung der Musik. Bei der Einweihung der Gröninger Orgel waren 52 bekannte Musiker und Komponisten aus Norddeutschland (!) anwesend. Der einzige Süddeutsche war Kaspar Haßler, Organist des Oktavian II. Fugger. Interessant ist, daß der Herzog gern Musik hörte, aber nicht wie Moritz von Hessen selbst spielte.

Die politische Tätigkeit dieser Zeit gehörte der inneren Verwaltung und wirtschaftlichen Hebung des Landes. Mit Erlassen, die renaissancefremd erscheinen und einen überzeugten ethischen Standpunkt verraten, suchte Heinrich Julius die für das Jahrhundert bekannten sittlichen Ausschweifungen einzudämmen. Nicht aus eigener Triebhaftigkeit, oder zum unbedingten Wohl des Staates, sondern hauptsächlich von der festen Überzeugung der moralischen Verwerflichkeit wurden die Erlasse herausgegeben. Die Schauspiele sind für die Erreichung dieser Sache eingesetzt worden.

Von dem Wahn, es gäbe Hexen und böse Geister, blieb auch Heinrich Julius nicht verschont. Während Herzog Julius nie von der Schuld der Angeklagten überzeugt war, nahm Heinrich Julius die Sache als Jurist und richtete sich danach, was die Folter herausbrachte. Unter seiner Regierung wurden unzählige Frauen und Männer als Hexen verbrannt.

Ein großes Interesse hatte der Herzog auch für die Astrologie. Er stellte viele Horoskope von vornehmen und einfachen Leuten auf. (Wolfenb. Hdschr.) Georg Rollhagen widmete 1595 dem Fürsten ein prächtig ausgestattetes Handbuch über die Astrologie mit Horoskopen lebender Regenten.

Allen diesen Leidenschaften, die den Herzog zur Tat drängten, bald aber erschlafften, stand die große Leidenschaft seines Lebens, das Römische Recht mit einer sonderbaren Frische und Stetigkeit gegenüber. Hieran

orientierte Heinrich Julius sein politisches Können, sein geistiges und moralisches Wollen. Keine seiner Schriften ist mit solcher Liebe und Sorgfalt geschrieben wie die juristischen Diarien. Im „Illustre examen" gibt der Herzog sprachlich wie geistig sein Bestes. Seinem Sohne empfahl er dieses Lebenswerk als Grundlage seiner staatsrechtlichen Anschauungen.

In seinen politischen Handlungen stand der Herzog völlig unter dem Einfluß seines Kanzlers, des ehemaligen Dozenten der Jurisprudenz in Helmstedt, des gewalttätigen Dr. Jagemann, der in Bourges bei Cujacius studiert hatte und nun den Staatsbegriff und die juristischen Anschauungen dieses Franzosen an den Fürsten herantrug. Bald klagte man über den rücksichtslosen Kanzler. Adel und Städte beschwerten sich in Speier. Der Herzog war verbittert, und er urteilte nicht wie es seine Untergebenen forderten nach dem alten, sondern nach dem Römischen Rechte. Um den prunkvollen Staatsapparat unterhalten zu können, wurden den Ständen, dem Adel und den Städten hohe Steuern auferlegt. Früher konnte der Adel noch fremde Kriegsdienste annehmen. Das fiel jetzt fort, weil oft Befehle kamen, gerüstet am Hofe zu sein. Als Franz Mendoza den niedersächsischen Kreis bedrohte, wurde ein Heer geworben, um die Weser zu schützen. Zum Kampfe kam es nicht. Später entließ der Herzog nur einen Teil der Truppen, aus dem Rest bildete er sich ein geschultes, uniformiertes, stehendes Heer.

Die alten Ständeordnungen ließ der Fürst bestehen, schuf aber das Sachsenrecht, alte Verträge und Privilegien ab. Er verlangte Gehorsam und Unterordnung, Vermittlung lehnte er entschieden ab. Mit der Stadt Braunschweig kam es zum offenen Kampf. Eine Unterwerfung der Stadt oder einen Ausgleich erlebte der Herzog nie.

Das Wesen des Herzog Heinrich Julius zeigte um die Jahrhundertwende eine gewisse Erschlaffung, ein Müdewerden an den bisherigen Interessen und Leidenschaften. „. . . welche lust hett he tho dem furwerk, thom schlachtende, thom fechtende, Comödien tho spelende und de saken veele, he ist des alles möde." (Gespräch über den Herzog um 1600; Friedenthal, Anmerkung 121.) „Ja he yß veles dinges möde geworden; ick hope, he werdt ock möde werden (sterben). Welche lust hadde he . . . Comödien to spelen. He yß des alles möde." (Gurlitt, 113.)

Zu dieser Zeit zeigte Heinrich Julius eine reizbare Ungenügsamkeit, er entließ seinen Kanzler Jagemann, ließ sein Land im Stich und ging nach Prag in die hohe Politik. Die Herzogin Hedwig, seine Mutter, und seine Gemahlin Elisabeth haben oft zur Milderung seiner launenhaften Unruhe und zur Beruhigung seines ungestümen, leidenschaftlichen Herzens beigetragen. Beide Frauen, beseelt von aufrichtiger Frömmigkeit, ver-

traten das strenge Luthertum, während der Herzog in seiner kirchlich-toleranten Stellung mehr zum Melanchthonismus neigte. In der späteren Abwesenheit des Herzogs führte Elisabeth mit dem Bischof von Osnabrück, einem Bruder des Herzogs, und mit dem Generalissimus Sattler die Leitung des Kirchenregimentes.

Von 1607 ab, endgültig von 1610 wohnte Heinrich Julius in Prag. Nicht nur politische Interessen, oder der Streit mit den Ständen und der Stadt Braunschweig ließen ihn zum kaiserlichen Hof reisen, obschon es die näheren Anlässe waren. Die Enge einer kleinen norddeutschen Residenz, die Aussicht, ein wirklich großzügiges, künstlerisches und politisches Leben zu führen, entfernt von dem Gezänke kleinstaatlicher Politik, trieben ihn nach dem Süden, an den Hof der unbegrenzten Möglichkeiten. In kurzer Zeit bekam der Herzog auf den fast unzugänglichen Kaiser großen Einfluß, wurde Direktor des geheimen Rates und spielte in der großen Politik eine wichtige Rolle. Sein Einfluß auf den Kaiser muß zeitweise diktatorisch gewesen sein. Heinrich Julius wollte im Reiche Gehorsam, Ruhe, Frieden und Vertrauen schaffen. Im Norden war er der rücksichtslose Herrscher; doch hier in der verwickelten Kabinettspolitik zeigte er eine glänzende Diplomatie. Er entfaltete noch einmal alle seine Fähigkeiten, die im Norden schon erkaltet zu sein schienen. In seiner Lebensführung durchaus ungebunden, fand er in innigem Verkehr mit Politikern und Künstlern für kurze Zeit das reiche und glänzende Dasein, das seine Heimat ihm nicht bieten konnte. Während sein Land unter einem unbedeutenden Kanzler zurückging, vermochte Heinrich Julius für die Politik des Reiches erhebliche Erfolge zu erzielen: er bewirkte eine festere Gründung der habsburgischen Macht, die durch Christian von Anhalt bedroht war; er versöhnte Kaiser Rudolf mit Matthias; er milderte den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten.

Auch nach dem Tode Kaiser Rudolfs (die Nachricht traf ihn bei einem kurzen Besuche in Wolfenbüttel und bewog ihn, sofort nach Prag zurückzukehren) blieb er unter Matthias am Hofe und in der hohen Politik. Sein großer Gegenspieler scheint am Hofe der Kardinal Khlesl gewesen zu sein. Leider liegt über diesen bedeutenden Diplomaten noch kein abgeschlossenes Bild vor.

Einen kleinen Einblick in das Leben des Fürsten gibt ein lothringischer Gesandte, der sich beklagt über das leichtfertige und unfürstliche Leben des braunschweigischen Herzogs und über die Tatsache, daß dieser Herzog Schwarzkünstler und Teufelsbanner aus Frankreich nach Prag gerufen habe. Bei einem Zechgelage im Hause Wilhelm Slavatas, des Führers der katholischen Partei, holte sich Herzog Heinrich Julius ein tödliches

Fieber, das, durch unsachmäßige Behandlung verschlimmert, zu einem schnellen Ende führte. Der Herzog starb am 20. Juli 1613 zu Prag in seinem fürstlichen Palaste. Die Leiche wurde in der Marienkirche zu Wolfenbüttel beigesetzt.

Die Untertanen in dem schwer verschuldeten Lande nahmen die Todesnachricht von ihrem Herzog mit geteilter Meinung auf. In der Regierung folgte Friedrich Ullrich, ein körperlich wie geistig machtloser Herrscher. Doch in dem Bruder dieses Herzogs, dem „tollen" Christian, flammte wieder die kriegerische Leidenschaft der Welfen auf.

Zurückblickend und zusammenfassend kann über die Persönlichkeit des Herzog Heinrich Julius gesagt werden: der Fürst war eine Gelehrten- und Künstlernatur und ein hochstrebender, nach Taten drängender Politiker. Er kannte gründlich das Römische Recht, war bewandert in der Theologie, Medizin, Astrologie, Mathematik und in den alten Wissenschaften. Er beherrschte vorzüglich die deutsche Sprache. Er hatte Sinn für das praktische Leben; dazu besaß er einen scharfen Blick für das Wesentliche. Im Kern tief religiös, führte er doch ein wenig mäßiges und prachtliebendes Leben. Witzig und geistvoll, an künstlerischer und ästhetischer Begabung seine fürstlichen Zeitgenossen überragend, fehlte ihm eine feste Geschlossenheit seines Charakters, innere Einheit und Mäßigung. Er teilte das Schicksal vieler reichbegabter Naturen, die ihrer Kraft vertrauend, ihrem Willen folgend, sich verzehren im Streben nach unerreichten Idealen. Sein Leben, voll von Unruhe und Leidenschaften, blieb im innersten Grunde unbefriedigt und unabgeschlossen.

Der norddeutsche Späthumanismus

Ehe dieses Kapitel in das eigentliche Schaffensbereich des Späthumanismus eingreift und die Beziehungen des höfischen Kreises zu dieser Kulturschicht darlegt, ist es ratsam, etwas weiter auszuholen.

Der Humanismus, einer der Vorgänge in der Renaissance, versuchte das Renaissancechaos durch eine Bildungsschicht, die sich nach der Antike ausrichtete - wobei die Antike aber Fremdheit blieb - zu meistern. Er wurde eine ästhetisch-gesellschaftliche Reform innerhalb der Renaissance. Eine kirchenpolitische Einstellung muß ihm abgesprochen werden. Als der Humanismus sank, wurde aus der Bildungsanlage eine Schulmeisterangelegenheit.

Um die Mitte des 16. Jh. ging der eigentliche Humanismus zu Ende. In dem norddeutschen Raume, der durch die Reformation gegeben war, erlebte er etwa bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts eine reiche Nachblüte. Ich habe ihn ‚Norddeutscher Späthumanismus' genannt.

Ohne die Reformation und ohne Melanchthon dürfte die Kulturschicht des Späthumanismus schwerlich erfaßt werden können. Die von Martin Luther innerlich erlebte, begeistert ergriffene und hinreißend verkündete Lehre wurde von dem Philosophen und erasmischen Humanisten Melanchthon in die Bahn lehrmäßiger Erkenntnisse gelenkt. Luther wollte die theologische Wissenschaft reinigen und auf Augustinus zurückführen, als Quelle und Richtschnur allein die Bibel gelten lassen. Melanchthon, durch sein humanistisches Studium dem Aristotelismus nahestehend, kündete damals mit Begeisterung eine Aristotelesausgabe an. Durch seine nähere Berührung mit Luther aber stand er von dem Plane ab, geriet sogar in einen Kampf gegen Aristoteles. „Als aber die paulinisch-augustinische Heilslehre scheiterte, weil sie der Spekulation entbehren zu können glaubte und meinte, es sei genug, das Dogma rein irrational hinzustellen, da erwachte in Melanchthon der Humanist mit dem Glauben an die Vernunft" und Melanchthon nahm eine endgültige Hinwendung zu Aristoteles. (Petersen, 40. Auch die nächsten Darlegungen stützen sich auf das Werk von Petersen.) „Der ideale Gehalt des Aristoteles kommt einem Grundzug des Protestantismus entgegen, und eben dieser kann unter der philosophischen Zeitlage des 16. Jh. allein durch den Aristotelismus befriedigt werden." (P. 42.)

Die Philosophie Epikurs verwarf Melanchthon. Die Stoa wurde zum großen Teil als spitzfindig und unentwirrbar abgelehnt.

Schwieriger war die Auseinandersetzung mit Plato. Im 16. Jh. machte sich das Bedürfnis geltend, das Verhältnis Platos zu Aristoteles zu klären. Melanchthon stand aber dem platonischen Philosophiegebäude mit einer unzulänglichen Beurteilung gegenüber. Weil Plato die Wissenschaft nicht vollzählig und nicht systematisch dargestellt habe, sollte erst Aristoteles gründlich studiert werden, um Nutzen aus Plato ziehen zu können. Melanchthon und die Humanisten verstanden Plato nicht, da sie bei ihm auf kein abgerundetes Philosophiegebäude trafen und zudem die Werke aus zweiter und dritter Hand nahmen. Platons Lehre ermöglichte keine klare philosophische Vorschule; mit seiner Ethik und Staatslehre konnte die christliche Auffassung vom Sein und Leben der Menschen nicht begründet werden; seine Physik schließlich vermochte man nicht mit der Bibellehre in Einklang zu bringen. Zeigt des Aristoteles Physik die gleiche Schwäche, so genügte doch seine Philosophie den ersten Ansprüchen. Die naturnahe Zeit konnte aber keine Naturlehre entbehren. Sie griff zu der mit galenischen Stoffen durchsetzten scholastischen aristotelischen Physik.

Das richtig begründete, aber ergänzungsbedürftige Philosophiesystem des Aristoteles wollte Melanchthon aus anderen Lehren auffüllen. Dann konnte er es seiner theologischen Lehre zugrunde legen. Es ist ein Verdienst Melanchthons, einen gereinigten Text des Aristoteles vorgelegt, ihn lateinisch übersetzt, und ihm eine der Zeit entsprechende Erklärung gegeben zu haben.

Über die Scholastiker war Melanchthon zu Cicero gewandert. Sein großes stilistisches Vorbild kam auch seiner Weltanschauung entgegen. Dem Römer fehlte wie Melanchthon ein ursprünglich philosophischer Trieb. Auch das Metaphysische lag ihm nicht. Eifrig sammelte er fremde Ansichten und stellte sie zusammen. In Melanchthons Schriften nimmt Cicero einen größeren Raum ein als Aristoteles. Es muß aber berücksichtigt werden, daß diese ciceronische Auswahl aristotelisch durchsetzt war.

Neben Melanchthon müssen noch hervorragende Männer genannt werden, die um die Mitte des 16. Jh. ihr philosophisches System in das der aristotelischen Philosophie lenkten: Johann Caesarius, der Magdeburger Georg Major, der Sachse Erasmus Sarzer, Joachim Cammerarius und der Preuße Jodocus Willich.

Luther stand dem Aristotelismus nicht so nahe wie Melanchthon. Da Luther die wissenschaftliche Überlegenheit Melanchthons nicht leugnete, vermehrte er das Ansehen der Person und der Werke des Wittenbergers und verstärkte die Ausbreitung des Melanchthonismus auf den Schulen und Universitäten Norddeutschlands. Die Bildungsgrundlage in theologischer wie philosophischer Hinsicht für den protestantisch-humanistisch-

norddeutschen Raum wurde der von Melanchthon christlich-protestantisch durchtränkte Aristotelismus. Petersen hat nachgewiesen, daß sich an allen norddeutschen Universitäten des protestantischen Raumes bis nach 1600 der melanchthonische Aristotelismus festgesetzt hatte. Auch das akademische Gymnasium stand unter diesem Einfluß. Auf den protestantischen Schulen bildete durch Melanchthons Lehrbücher Aristoteles den Mittelpunkt des abschließenden Unterrichts.

Als im ausgehenden 16. Jh. die Bürgerkultur dem wachsenden Einfluß der Fürsten und ihrer Höfe weichen mußte, schufen sich im protestantischen Norddeutschland die Landesherrn in ihren Universitäten Hochburgen ihres (zumeist auf der Concordienformel beruhenden) Glaubensbekenntnisses und der wissenschaftlichen Bildung nach dem melanchthonisch-humanistischen System. Hier wurden die für den Staat nötigen Beamten herangebildet und die geistige Elite des Landes geschult. Durch ein umsichtiges Schulwesen regelten die Fürsten den Unterricht ihrer Untergebenen. Die in der letzten Hälfte des 16. Jh. von Fürsten beschirmten Universitäten waren: Wittenberg, Marburg, Leipzig, Frankfurt a. O., Königsberg, Greifswald, Rostock, Jena. Als in den Jahrzehnten vor 1600 einige Universitäten von dem melanchthonischen System abrückten, erstand in der neu errichteten Universität Helmstedt ein bedeutendes Asyl für die bedrängten Epigonen Melanchthons. Grundlegend für das protestantische Religionsbekenntnis der Universität war das vom Herzog Julius von Braunschweig für sein Land herausgegebene Corpus doctrinae Julium, in dem sich die Augsburger Confession in unveränderter Gestalt von 1530 fand. Als oberster kirchlicher Herr seines Landes hatte Herzog Julius den Superintendenten der Stadt Braunschweig, Martin Chemnitz, zu seinem Kirchen- und Consistorialrat ernannt. Mit dem Württemberger Dr. Andreä hatte dieser große protestantische Theologe 1570 das Corpus doctrinae geschaffen. Der Plan, das Bekenntnis auf ganz Norddeutschland und auf die süddeutschen Territorien und Städte auszudehnen, ging nie in Erfüllung. In den nächsten Jahren zog der Herzog noch die Theologen Selneker, Kirchner, Heshusen, Sattler und Hofmann an seinen Hof. 1577 hatte er die Concordienformel unterschrieben mit allen seinen Räten. Den Melanchthonismus und was er unter Calvinismus verstand, lehnte der Herzog ab. Bei der Weihe seines Sohnes Heinrich Julius zum Bischof von Halberstadt zerfiel er mit einigen orthodoxen Theologen und mit den protestantischen Fürsten. Dieses wurde der Grund, seine Landeskirche in eine eigentümliche Stellung zur übrigen lutherischen Kirche zu bringen. Als die Concordienformel 1580 in verbesserter Ausgabe erschien, stellte man in Wolfenbüttel Abweichungen und Undeutlichkeiten fest und beanstandete, daß im

Gegensatz zum Corpus die Ubiquitätslehre positiv behauptet würde. Die Folge war, daß 1583, nach einem mißglückten Einigungsversuch der Fürsten untereinander, mit der Concordienformel endgültig gebrochen wurde und man das Corpus als maßgebend betrachtete. Die Weigerung, die Concordienformel durchzuführen, isolierte die Universität Helmstedt innerhalb des Luthertums und führte an dieser Schule die völlige Ablösung von der Orthodoxie herbei. Unter dem Herzog Heinrich Julius begann die Universität die historische Konsequenz aus der Haltung des Herzogtums zu ziehen. Unter August d. J., dem Beschützer Calixts, trat die Zersetzung der spezifisch lutherischen Grundlagen des Protestantismus ein. Durch Calixt ging von Helmstedt die Schule des gemäßigten Protestantismus aus.

Wie im öffentlichen Leben die Religion im Vordergrund stand, so nahm auch im geistigen Leben die Theologie die Führerstellung ein. Interessant ist an der Universität Helmstedt die Begründung, warum alle Wissenszweige sich der Theologie unterzuordnen hatten: die Astronomie mußte den Kalender und die kirchlichen Feste bestimmen; die Rechtswissenschaft sollte für öffentliche Ruhe sorgen, damit die reine Lehre in Frieden gelehrt werden könnte; die Heilkunde verlängerte dem Menschen das Leben, damit er den wahren Glauben gewinne, ihn überliefere und in guter Gesundheit Gott diene. (Statuten.) Die philosophische Fakultät als Vorschule zu den einzelnen Berufswissenschaften stand schon von vornherein als Dienerin der Theologie da. Dieses Ineinandergreifen der wissenschaftlichen Fächer und der Aufbau der akademischen Laufbahn ist das Werk des Humanismus; die letzte Gestaltung aber gab der nordische Spätumanismus.

(Die folgende Darlegung schließt sich an Trunz an, wiewohl einzelne Ergebnisse selbst erarbeitet waren.)

Dem Volke unerreichbar hatten die Humanisten ein großes System aller Wissenschaften und Künste aufgebaut, das nach oben strebend in der Theologie gipfelte. Die erste Abschließung gegen die untere Volksschicht und das unsichtbare Band, welches die Humanisten zusammenhielt, waren die Instrumentalwissenschaften, die zuunterst standen, und die jeder, gleich welcher Fakultät, durchlaufen mußte: Grammatik, die Lehre vom Wort; Logik, die Lehre vom Denken; und Rhetorik, die Lehre vom Sprechen und Darstellen. Nach der Erfassung dieses Unterbaues konnte der Student sich für eine Berufswissenschaft entscheiden: Theologie, Rechtswissenschaft, Heilkunde oder Philosophie. Wissenschaft und Kunst, verbunden durch Rhetorik und Poetik, bildeten ein zusammenhängendes Ganzes.

Das Volk staunte die Gelehrten an, weil es sich im Grunde kein Bild machen konnte von der humanistischen Bildung. Hinzu kam eine gewisse

Achtung vor den Ständen, besonders vor der staatlichen Ordnung. In allen Gebieten des Lebens zeigte sich eine gottgewollte Ordnung: in der Familie, im Staat (Fürsten, Adel, Gelehrte, Bürger, Bauern), in der Wissenschaft und Kunst und in der menschlichen Gesellschaft. Selbst im Himmel und in der Hölle glaubte man diese Ständeordnung. In den katholischen Ländern bestand noch der enge Zusammenhang mit dem kirchlichen Weltbild der vergangenen Jahrhunderte. Auch im Norden hatte Luther die gesellschaftlichen Stände bestehen lassen. In besonderem Maße war das Bürgertum, der Träger der Kultur des 16. Jh., von dieser Ständeordnung ergriffen. Der eine hatte durch seinen Stand mehr Recht und Ehre als der andere. Der Stand, nicht die Person wurde geehrt. Bis in alle Lebensvorgänge drang die gestufte Einordnung eines Wesens oder einer Sache, und man trat ihr mit Ehrfurcht entgegen. Diese Auffassung ist bis heute in den niederen Volksschichten geblieben.

Durch die Reformation erlangte der weltliche Gelehrte dasselbe Ansehen und dieselben Vorrechte, die ehemals der geistliche Gelehrte genossen hatte, der durch seine Weihe aus dem Volke gehoben war. Jetzt entwuchs der Gelehrte durch seine humanistische Bildung der Volksschicht. In den lutherischen und calvinistischen Ländern bildeten die weltlichen Gelehrten einen Stand für sich. In den süd- und westdeutschen, katholischen Räumen war die Bindung mit der Kirche noch stark, und der geistliche Gelehrte hatte noch die Führung.

Die Humanisten hatten sich das 16. Jh. hindurch bemüht, eine gesellschaftliche Gruppe zu bilden und im Staatsleben einen hohen Rang einzunehmen. Der Rechtsgelehrte, der sich schon früh neben dem geistlichen Gelehrten emporgeschwungen hatte, ging auch hier voran. Da sich in den meisten Territorien der Staat von einem Ständewesen zu einer Beamtenverwaltung umgestellt hatte, war der Jurist unentbehrlich geworden. Auch im Rechtswesen konnte er nicht fehlen, da das Laiengericht mit Deutschem Recht den Berufsgerichten mit Römischem Recht gewichen war. Die Theologen, als Vertreter der höchsten Wissenschaft und als Vertreter der Kirche, stellte man neben die Fürsten und Adeligen. Hochgeachtet waren die Mediziner, denen die niederen und höheren Schichten ein starkes Vertrauen entgegenbrachten, sie fast wundertätig glaubte. Die Philologen, welche die wichtigsten Humanitätswissenschaften lehrten, erfreuten sich ebenfalls eines geachteten gesellschaftlichen Ranges. Innerhalb ihrer Fakultät war dann wieder eine beachtliche Stufung.

Die Gelehrten waren von dem Wert ihres Bildungsganges und von ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit überzeugt, verlangten eine hohe Achtung

ihres Standes und setzten sie auch durch. Sie bildeten die höchste Schicht des Bürgertumes und standen gleich unter dem Adel.

Die Humanisten durchbrachen in der zweiten Hälfte des 16. Jh. zum erstenmal die Ordnung der staatsrechtlichen Stände, in denen es eigentlich keinen Aufstieg gab, denn jeder wurde mit seinem Recht geboren, eben als Bauer, Bürger, Adeliger oder Fürst. Die Gelehrten bezeichneten sich mit „geistiger Adel" und verlangten die entsprechende Privilegierung. Die Doktoren und Poeten hoben sich noch aus dem Gelehrtenstande hervor; sie waren frei von Steuern und körperlichen Strafen. Gleich über der höchsten Stufe des „geistigen Adels" stand der Geburtsadel, der meist auf dem humanistischen Bildungsweg in das Beamtentum der Staatsverwaltungen einging. Nach unten verlor sich die Abstufung der Gelehrten über die Baccalaureen und Studenten ins Bürgertum. So bildeten die humanistischen Gelehrten einen gesellschaftlichen, geistigen, aber nicht staatsrechtlichen Stand mit aristokratischem Wesenszug.

Der Hochschulbesuch und ein abgeschlossenes Studium waren für den Bürger die einzige Möglichkeit eines sozialen Aufstieges. So wurde zu Ende des 16. Jh. die Zahl der akademisch Gebildeten immer größer. Jedoch verloren sich schon viele während des Studiums in mittlere Verwaltungsstellen. Die eigentliche Gelehrtenschicht war dünn. Die größte Zahl wiesen die auf der niederen Stufe stehenden Lateinlehrer auf. Rechtsgelehrte und Ärzte waren schwach vertreten. Auch die Zahl der Universitätsprofessoren ist gering gewesen.

Durch den brieflichen Verkehr und die Studienreisen erfuhren die Humanisten eine Weltgewandtheit. Nicht die Berührung mit fremden Ländern und Sprachen, sondern der Verkehr mit berühmten Gelehrten wurde angestrebt. Der Humanismus hatte sich zu einer internationalen Bildungsschicht geweitet. Zu Ende des 16. Jh. engte sich das weite Humanistengebiet ein, das bis zur Mitte des Jahrhunderts ganz Europa wie ein Gitter überzogen hatte, mit den Universitäten als Stützpunkten. Jetzt bildete Norddeutschland mit den Niederlanden einen Raum, der nur lose mit dem süddeutschen Gebiet und England zusammenhing.

Die Humanisten blieben geistig innerhalb ihres Kreises. Eine Überschneidung mit niederen oder höheren Schichten gab es nur bei den Theologen. Es standen zu Ausgang des 16. Jh. in Norddeutschland lateinisch gelehrtes Bildungsgut neben einer deutschen volkstümlichen Bürgerkultur. Um 1600 wurden beide Kulturen mehr und mehr überlagert von der aufkommenden höfischen Schicht. Bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts war die bürgerliche Kultur erdrückt, die humanistische von der höfischen aufgesogen.

Die einzelnen humanistischen Gelehrtenkreise in den Universitätsstädten blieben miteinander in enger Fühlung, ergänzten sich, schrieben sich Briefe und halfen sich mit ihren Bibliotheken aus. Je stärker aber die höfische Kultur hervortrat, desto schneller zerbröckelte der humanistische Raum. Die ehemaligen Zentren verschwanden und nur kümmerliche Reste blieben. Wohl am längsten hielt sich der Späthumanismus in der Universitätsstadt Helmstedt.

Herzog Julius, der nicht gebildet genug war, um die Wissenschaft um ihrer selbst willen und aus eigener Erfahrung schätzen zu können, aber durch seine theologische Vorbildung eine hohe Achtung vor der Wissenschaft gewonnen hatte, eröffnete am 8. September 1570 in dem Franziskanerkloster zu Gandersheim nach dem Muster des Pädagogiums in Stuttgart eine gleiche Anstalt. Die Jugend sollte „in aller Gottesfurcht, freien Künsten und Sprachen" erzogen werden. Diese Schule kam vier Jahre später nach Helmstedt. Schon im folgenden Jahre wurde sie zu einer Universität umgestaltet, die eine Pflanzschule der braunschweigischen Landeskirche werden sollte. Herzog Julius betrachtete die Geistesbildung als eine Verwirklichung des Gottesreiches, als Mittel zu einem christlichen Leben. Mit großer Sorgfalt waren die Statuten der Universität ausgearbeitet worden. Zwei Schüler Melanchthons, Martin Chemnitz und David Chyträus aus Rostock (den letzten hatte der Herzog bei der Mitarbeit an seinem Landesbekenntnis als Melanchthoniker abgelehnt!), waren die bedeutendsten Männer der Kommission, welche die Universitätssatzungen aufstellten.

Die theologische Fakultät als die erste und wichtigste sollte den Zweck der Hochschule und die Entfaltung der Landeskirche fördern. Ihre Hauptpflicht bestand in der Erhaltung der reinen, im Corpus doctrinae Julium dargelegten Lehre. Auf diese Lehre, die zur religiösen Wahrheit führte, mußten sich alle Professoren verpflichten. Die Wahrheit, welche in der heiligen Schrift, im Corpus Julium, im Römischen Recht, in den Werken des Hippokrates, Galenus und Avicenna, am ptolemäischen System und in der Philosophie des Aristoteles zu finden war, sollten die Lehrer hervorholen und ihren Hörern zum Ruhme Gottes, zur Ehre der Kirche und zum Besten des Gemeinwesens darlegen. Die Wissenschaften, als Strahlen von Gott, mußten zu Gott zurückführen, mußten Dienerinnen der Religion und der Kirche sein. „Ihr Wert steht in dem Nutzen, den sie der Herrin bringen." (Statuten.)

Obwohl der lutherisch orthodoxe Herzog Julius die melanchthonische Richtung ablehnte, ließ er zu, schon durch die Berufung zweier Melanchthoniker, daß dieses System gleich mit der Gründung der Universität der Schule zugrunde gelegt wurde. Wohl besetzte er die theologische Fakultät

ausschließlich mit orthodoxen Lutheranern, die auch während seiner Regierung die alleinige Macht besaßen. Unter Heinrich Julius verschob sich das Schwergewicht zu den Humanisten, welche die melanchthonische Richtung verkörperten. Nach einem erbitterten Kampf mit den Theologen blieben die Humanisten durch die Begünstigung der Fürsten entscheidend.

Die einzelnen Wissenschaftsgebiete des humanistischen Studiums an der Universität Helmstedt griffen, ein System bildend, ineinander. Nach der Religionslehre und dem Katechismus mußte man Grammatik, Rhetorik, Dialektik, dann Arithmetik, die Elemente der Astronomie und Weltgeschichte hören. Mit der Beendigung der zweiten Stufe: Ethik, Geometrie, Astronomie und der gesamten Physik konnte ein Berufsstudium gewählt werden: Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin oder Philologie.

Die philologische Fakultät sollte eine „erkenntnisreiche und der Rede mächtige Frömmigkeit" erzielen. Die Grundfesten der Wissenschaft waren Weisheit und Rede. Zur Weisheit gehörten Ethik, Politik, Geschichte, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Physik; zur Rede Grammatik, Dialektik und Rhetorik. Für jedes Gebiet soll je ein kurzer geordneter Leitfaden zur Verfügung stehen. Die Lehrsätze hieraus, sowie in der Privatlektüre lebenswichtige Aussprüche, Sentenzen, Gleichnisse, Redewendungen und Figuren, überhaupt alles Nützliche und Gute sind auswendig zu lernen. In Briefen und Übersetzungen ist der lateinische Stil zu üben. Die Professoren sollen immer zum eifrigen Studium anhalten.

Die Lehrtätigkeit dieser Wissenschaft lag bei neun Professoren: dem Grammaticus, Graecus, Poeta, Dialecticus, Mathematicus, Historicus, Ethicus, Physicus und dem Aristotelicus. Die ersten vier und der Rhetor haben sich mit den alten Sprachen zu befassen. Der Grammaticus soll die Studenten, welche die lateinische Sprache ungenügend beherrschen, in Formenlehre, Syntax und Prosodie weiter ausbilden. Cicero, Terenz und Virgil sind als Lektüre empfohlen. Als Lehr- und Hilfsbücher werden benutzt: die Nomenclatur des niederländischen Arztes Adrian de Jonghe, Melanchthons Grammatik und die lateinische Syntax des Engländers Thomas Linacre.

Die Beherrschung der griechischen Sprache wurde als Zugang gepriesen zu der ganzen Philosophie, Geschichte, Mathematik, Rechts- und Heilkunde, vor allem zu der wahren Gotteslehre. Es hieß, diese völlig verloschene Sprache sei Anfang des 15. Jh. durch Flüchtlinge nach Italien, dann nach Frankreich, später nach Deutschland gebracht worden; Melanchthon habe sie über ganz Deutschland und die nordischen Nachbarländer verbreitet.

Der Graecus hatte in Helmstedt die griechische Grammatik zu erklären, ferner den Homer, Hesiod, z. T. Isokrates und Demosthenes, Euripides, Sophokles und Pindar durchzusprechen. Herodot und Tucydides übernahm der Historicus. Aristoteles, Ptolemäus und Galenus gehörten in das Bereich des Aristotelicus und Mathematicus. Da bei den neu eintretenden Studenten die griechische Sprache nicht vorausgesetzt wurde, sollte der Graecus jedes Jahr das grammatische Lehrbuch des Niederländers Clenardus durchsprechen.

Vier öffentliche Stunden mußte jeder Professor halten. Der Graecus sollte in zweien davon Tucydides oder Hesiod, eine kürzere Rede des Isokrates oder Demosthenes besprechen; die anderen zwei Stunden galten dem Homer, dem Vater der griechischen Weisheit und Beredsamkeit, aus dessem Werk Moral und Lebensweisheit zu schöpfen sei (!); das zweite Buch der Iliade wird empfohlen, weil es zeige, wie es auf Reichstagen und bei politischen Händeln zugehe; der Schiffskatalog gäbe eine Beschreibung Altgriechenlands und Kleinasiens und zähle die Geschlechter der am Krieg beteiligten Fürsten auf. Schließlich sind Vergleiche mit Virgil anzustellen.

Des Rhetors Aufgabe war, die Studenten eine richtige, klare und geschmackvolle, wohlgeordnete lateinische Sprache reden und schreiben zu lehren. Cicero galt als hohes Vorbild, neben ihm noch der Jüngere Plinius und lateinische Lebensbeschreibungen einiger Kirchenväter und Kaiser von Quintilian und Melanchthon.

Der Historicus erklärte Herodot, Tucydides, Xenophon, Livius, Caesar, Sallust und Justin. Der Poeta besprach die antiken Dichter, die in drei Klassen unterschieden waren: physische, moralisch-politische (Tragiker und Komödienschreiber), und historische Dichter. Eine vierte Gruppe schloß sich später an, die christlichen Poeten: Gregor von Nazianz, Prudentius, Georg Fabricius (1571 in Meißen gest.), Johann Stigel (1562 in Jena gest.), Eobanus Hessus (1540 in Marburg gest.). Es werden der Inhalt und die Disposition dargelegt, den Zuhörern der sachliche und sprachliche Nutzen aufgewiesen, Geschichten und Mythen, auf die der Verfasser anspielte, werden erzählt, Tropen, Figuren und besonders schöne Stellen hebt man hervor und rät, sie auswendig zu lernen. Bei der Behandlung der Verskunst mußte der Poeta selbst Vorbild sein und das Welfenhaus von seinen Anfängen an besingen.

Die Erzeugnisse der Muttersprache fanden nicht die geringste Berücksichtigung. Der Hauptwert der letzten Professur lag auf sprachlichem Gebiete. Kritik und Literaturgeschichte gab es nicht. Die elegante Kenntnis des Altertums wandten diese Humanisten geistvoll zur Veredlung und Be-

herrschung ihrer geistigen wie körperlichen Haltung an. Das Bereich einer äußerlichen, großen Geste und die Stufe eines mittelmäßigen Schulmeisterwesens überstiegen die wenigsten. Man glaubte die Errungenschaften des Altertumes ohne Schwierigkeiten auf das damalige geistige wie weltliche Leben übertragen zu können.

Ein kurzer Abriß über die theologische Fakultät ist noch erforderlich. Die oben genannten orthodoxen Theologen, die der Herzog Julius zum Ausbau seiner Landeskirche herangezogen hatte, erhielten die ersten Professuren in der theologischen Fakultät. Noch einmal hervorzuheben sind der Westfale Heshusen, ein schroffer Verteidiger der Concordienformel, der gewaltige Generalissimus und Hofprediger dreier braunschweigischer Herzoge Basilius Sattler, schließlich der erste Dr. theol. an der Universität Helmstedt Daniel Hofmann. Neben der Universität Helmstedt, der Pflanzschule der neuen Landeskirche, standen als wichtige religiöse Schwerpunkte die Stadt Braunschweig, eine Burg des freien Bürgertums und orthodoxen Luthertums, mit dem mächtigen Stadtsuperintendenten Martin Chemnitz, und das aristokratische Wolfenbüttel mit der fürstlichen Residenz und dem Sitz der höchsten kirchlichen Behörden. Bis 1570 hatte Chemnitz von Braunschweig aus die Würde eines Generalissimus bekleidet. Dieses wichtige Amt erhielt, nachdem es Selneker und Hofmann verwaltet hatten, Basilius Sattler. Dieser Theologe, nicht sehr ideenreich, ohne Phantasie und Zartgefühl, von ruhiger Verständigkeit und zähem Willen, mehr zum Handeln als Denken geboren, verfolgte mit eiserner Strenge sein Ziel. Bis zu seinem Tode 1624 leitete er die Geschicke der braunschweigischen Landeskirche, nach 1600 gewann er sogar starken Einfluß auf die Politik des Herzogs. Erst siegreich, unterlag er dann doch dem geistesgewandten melanchthonischen Humanismus, dem gemäßigten melanchthonischen Luthertum.

Herzog Heinrich Julius hatte die kirchlichen Einrichtungen seines Vaters beibehalten. Durch seine hohe Bildung war er aber in religiösen Angelegenheiten nicht starr. Geschickt und umsichtig hatte er in seinem Bistum Halberstadt fast ohne Zwang die Reformation eingeführt; er verwies die Jesuiten, von denen er einige in einer Disputation widerlegt haben soll, des Landes. (Boethius in der Gedächtnisrede.) Den lutherischen Fürsten gegenüber nahm er auch seines Vaters Stellung ein. Für das wissenschaftliche Gedeihen seiner Universität hielt er es von Nutzen, den Professoren Selbständigkeit und Freiheit zu lassen. So sammelten sich in Helmstedt die ungern gesehenen Reste der Humanisten. Die Philologen bekamen ein großes Übergewicht und ein Ansehen, wie es vorher nur die Theologen genossen hatten.

Nach seinem Regierungsantritt berief Heinrich Julius den bekannten Rostocker Humanisten Johann Caselius nach Helmstedt. Dieser bedeutende Gelehrte entstammt einer niederländischen Adelsfamilie. Er wurde 1533 in Göttingen geboren. Sein Vater, der in den Religionskämpfen die Heimat verlassen hatte, war dort Lehrer. Caselius hatte Basilius Faber und den Melanchthonschüler Michael Neander zu Lehrern. In Wittenberg lernte er die griechische Sprache und hörte Melanchthon, der damals den Apollonius, einige Stücke von Aristophanes, Pindar und Tucydides erklärte. In Leipzig setzte er die griechischen Studien unter dem bekannten Melanchthonschüler Joachim Cammerarius fort und hörte die Rhetorik des Aristoteles. Sein Gönner Herzog Albrecht von Mecklenburg ermöglichte ihm ein Studium in Italien. Hier hörte er reine Peripatetiker, kam in Bologna mit Carlo Sigonio, in Florenz mit Pietro Vettori in Berührung. 1563 erlangte er eine Professur in Rostock. Er las über Aristoteles und Plato. Drei Jahre später erwarb er in Pisa die Doktorwürde in den Rechtswissenschaften. Auf der Rückreise erneuerte ihm der Kaiser durch die Vermittlung des protestantisch gesinnten Leibarztes Crato von Crafftheim seinen Adel. 1568 las Caselius in Rostock Rhetorik. In den nächsten Jahren ist er als Prinzenerzieher in Schwerin. Bis zu seiner Berufung nach Helmstedt blieb Caselius in Rostock. Durch die Prinzenerziehung bekannt geworden, wurde er zur Erziehung der braunschweigischen Prinzen nach Wolfenbüttel gerufen. Weil Caselius sich nicht auf die braunschweigische Landeskirche verpflichten wollte, lehnte er ab. Er kam aber in einen regen Briefwechsel mit dem Erbprinzen Heinrich Julius. Seine Ratschläge über Erziehung und Erzieher wurden befolgt. Diese indirekte Wirkung auf den jungen Fürsten kann man nicht verkennen.

In Helmstedt unterzeichnet sich Caselius mit „Professor litterarum humanarum". Seine Aufgabe war, die Schriften und die Staatslehre des Aristoteles zu erklären. Er muß also der philosophischen Fakultät angehört haben, obschon er in den Listen des Dekanatsbuches nicht verzeichnet ist. Es herrscht auch keine Klarheit, welche Schriftsteller Caselius in seiner Helmstedter Tätigkeit behandelt hat. In einem Universitätsschreiben von 1588 an ihn werden Herodot, Tucydides, Homer, Isokrates und Demosthenes genannt. Caselius dürfte sich kaum auf diese Autoren beschränkt haben. Nachweislich hat er mit großem Eifer die ethischen, rhetorischen und staatswissenschaftlichen Schriften des Aristoteles ausgelegt. Nach zeitgenössischen Berichten soll Caselius Professor des staatswissenschaftlichen Faches gewesen sein. Das läßt sich aber nicht belegen, ebensowenig das obengenannte Fach an der Universität. Denn die Politik war zu einem Teilfach der praktischen Philosophie geworden, weil sie als letztes Ziel der

bürgerlichen Gesellschaft das gute und glückliche Leben aufstellte. Eine anerkannte Größe war Caselius auf dem humanistisch-staatswissenschaftlichen Gebiete. Sein Schüler Conring rühmt ihm nach, er habe zuerst engere Grenzen gezogen zwischen Staatsweisheit und römischer Rechtsgelehrsamkeit.

Hier interessiert, wieweit Caselius seine Auffassung von der Staats- und Rechtslehre an Heinrich Julius herangebracht hat. Man wird behaupten können, daß nach einer gewissen Öffnung und Einführung in dieses Gebiet seine Anschauungen nicht mehr von dem Fürsten aufgenommen wurden. Die Kräfte, welche den Herzog neben seinen eigenen Anlagen zu einem absolutistischen Herrscher von besonderem Format machen, fließen, durch das humanistische Studium wohl genährt, neben der abklingenden Kultur des Humanismus, der es nur noch überlassen blieb, sich mit der Staatsführung des Fürsten abzufinden, vielleicht sie noch zu rechtfertigen. Auch Caselius hat keine Beurteilung, noch weniger eine direkte Einwirkung auf des regierenden Herzogs politische Tätigkeit gewagt. Wohl hat der Späthumanismus große staatswissenschaftliche Theorien entwickelt, aber verwirklicht wurden sie nie im praktischen Leben. Verschiedene Berührungspunkte zwischen dem Humanismus und dem Absolutismus dieser Zeit liegen vor. Der Humanismus war sich voll bewußt, daß eine Kampfstellung gegen den Absolutismus seinen eigenen Untergang bedeuten würde. Dieses Abhängigkeitsgefühl beeindruckte die humanistische Staatswissenschaft viel mehr als alle philosophischen und politischen Schriften des Altertums.

Ohne sich in seinem politischen Leben an die humanistische Kultur zu binden, betrachtet Heinrich Julius diese Bildungsschicht zur Aufrechterhaltung und Förderung seines Staatswesens, aber auch des geistigen Lebens an und für sich als notwendig. Dieser Kultur seine Bildung verdankend und vielseitig von ihr bestimmt, tritt er später, ohne diese Kultur zu verkennen, völlig aus ihrem Bereiche heraus. Lebensbedingende Kräfte der menschlichen Gesellschaft drängen eine weitere Vorrangstellung niederer Schichten zurück (und der Humanismus kam aus niederen Volkskreisen). Diese Erscheinung tritt deutlich, aber auch wohl zuerst unter den Fürsten um 1600 bei Heinrich Julius hervor. Die kommende höfische Kultur setzt in dem Bildungswesen des Späthumanismus ein. Bei Heinrich Julius läßt sich auch eine Hinwendung zur Kultur der unteren Schichten erkennen. Um 1600 liegen in Norddeutschland drei große Kulturschichten nebeneinander: die absterbende bürgerliche, die humanistische und die neu emporsteigende höfische, die im 17. Jh. allein die Führung übernimmt. Kurz vor und nach 1600 aber gab der Humanismus den Ton an.

Des Caselius Größe lag in der seltenen Gelehrsamkeit, in der umfassenden Kenntnis der antiken Literatur, Philosophie und Rechtswissenschaft, in der Art, wie er mit Eleganz und Lebendigkeit sein Wissen wie durchsichtige Tropfen einer Fontäne sprühen ließ, ohne den Anschein zu erwecken, sich zeigen zu wollen. Die Wirkung seiner geistreichen, feinen, welterfahrenen, friedliebenden, ja vornehmen Persönlichkeit schuf ihm einen großen Anhang. Als großer Pädagoge war er anregend und offen zu seinen Schülern. Er genoß den Ruhm, ein gewandter Redner und Dozent zu sein. In Helmstedt wurde er der angesehenste und beliebteste Professor bei fast allen Studenten. Die geistige Bildung, das Wissen und die Persönlichkeit dieses „letzten Humanisten des 16. Jh." (ein Schüler Horn) verkörpern in eigenartiger Größe in diesem Manne den absinkenden Humanismus. In dem Schüler Calixt fangen sich zum letzten Male die Strahlen des Humanismus, schon aber beleuchten sie neue, andere geistige Zusammenhänge und Abläufe.

Fragen wir nach der Leistung des Caselius. In einem Briefe von 1595 schrieb dieser Humanist an Heinrich Julius, er wolle von den Alten lernen, die Belehrung anwenden und durch eigene Erfahrung bestätigen. Seine ganze Gelehrsamkeit solle der Bildung und dem Wissen der Jugend zufließen. Mit seinem großen Schüler Martini hatte er den Aristotelismus zur Basis und Richtschnur der philosophischen und geistigen Haltung der Universität Helmstedt gemacht. Schon 1577 hatte Caselius des Aristoteles Rhetorik nach dem Texte seines italienischen Lehrers Victorius herausgegeben. In Helmstedt schrieb er über Perioden, Charaktere und Formen der Rede und veröffentlichte eigene Gedanken über dieses Gebiet im Anschluß an Aristoteles. Von dem 7. Buche des Aristoteles ausgehend, gab er drei staatswissenschaftliche Schriften für die Erziehungslehre heraus. Einige pädagogische Schriften warben um den eifrigen Betrieb der Humanitätswissenschaften. Da auf den Universitäten wenig Texte der antiken Autoren vorlagen, ließ Caselius im Laufe seiner Tätigkeit eine große Anzahl von ihm selbst besorgter Bücher oder Teile drucken von Homer, Aristoteles, Aischines, Plutarch, Dion Chrysostomus, Lucian, Galenus, Antonius Philosophus, (Pseudo)-Demetrius Valerius, Maximus von Tyrus, Sopatros, Kebes, Themistios, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa. Die Aufzählung der Schriftsteller allein genügt, um die umfangreiche Betätigung des Caselius zu erkennen. Die grammatischen Schriften dieses Humanisten sind von geringer Bedeutung.

Während seiner Helmstedter Tätigkeit hatte Caselius einen Kreis talentvoller Schüler um sich gesammelt. Bald waren viele Lehrstühle an der Universität von seinen Anhängern besetzt. Auch außerhalb des Landes

bekleideten Caselianer wichtige Lehrämter oder Stellen in den Verwaltungen. Fürsten baten den bekannten Humanisten um geeignete Privatlehrer zur Prinzenerziehung. Von seiner Jugend an stand Caselius noch in Verbindung mit angesehenen Männern seines Faches. Nicht zu unterschätzen sind seine Freundschaft mit Victorius, Josef Scaliger, Isak Casaubonus und Hugo Grotius. So konnte Caselius auch weit über die Grenzen seines Landes für das humanistische Bildungswesen entschieden und mit Erfolg eintreten. Johann Caselius starb am 9. April 1613. Sein bedeutendster Schüler neben Calixt war Martini.

Dieser Humanist war auch Niederländer. Er hatte in Rostock studiert und bekam schon mit 24 Jahren die Professur der Logik in Helmstedt. Das Studium des Aristoteles wurde ihm zur Lebensaufgabe. Martini hat als einer der ersten Humanisten die Metaphysik und die Religionsphilosophie behandelt. Er knüpft in der Metaphysik an den Wittenberger Daniel Cramer an. In geschlossener Darstellung führt er die Hauptabschnitte durch: „. . . vom Gegenstand der metaphysischen Wissenschaft, vom Ens und Nonens, von Potenz, Aktus und Ursache, Notwendigkeit und Kontingenz, von dem Einem, Wahren und Guten, Ding, Etwas und den Arten des Ens, Substanz und Akzidenz." (Petersen, 286.) Während Martini den Aristoteles rein auslegen und erfassen wollte, konnte er doch nicht umhin, scholastische Ausleger der alten und neueren Zeit heranzuziehen. Er lehrte in caselianischer Weise, nur mit weniger Nachgiebigkeit. Glänzend begabt, witzig und scharfsinnig, disputierte er mit dialektischer und satirischer Stärke.

Im letzten Drittel des 16. Jh. drang aus Frankreich die Lehre des Ramus nach Norddeutschland. Dieser berühmte Mathematiker wollte den Aristoteles von der ihm eigentümlichen Dunkelheit befreien und besonders von den Scholastikern. Logik und Dialektik waren dem Ramus das Gleiche; sogar die Metaphysik unterschied sich bei ihm kaum von der Dialektik. Es zeigt, daß Ramus im eigentlichen Sinne kein Philosoph war. Wie Melanchthon hatte er kein Verständnis für die wissenschaftliche Metaphysik, geringes für die ernsten erkenntnistheoretischen Fragen. (Petersen, 130.) Es ist des Franzosen Verdienst, die logische Wissenschaft inhaltlich klarer und einfacher gestalten zu helfen und für die Schüler faßlicher zu gliedern. Schon wegen dieses Vorzuges eroberte sich diese Lehre manchen Philologen. Weder die Lateinschule noch die Universitäten blieben vom Ramismus unberührt. Gerade der deutsche Westen von Hamburg über Erfurt bis Straßburg hatte sich ihm geöffnet. Die Entwertung der Logik und ihre Annäherung an die Rhetorik, wobei wichtige Lehrstücke fehlten, gaben den Anlaß, die bedrohte wissenschaftliche Grund-

lage zu verteidigen. Der einseitig rhetorisch-logizistische Charakter des Ramismus, das Ausschließen der Metaphysik als Wissenschaft machten ihn als Weltanschauungslehre unmöglich.

In Helmstedt war die lutherisch-orthodoxe Theologenfakultät unter Berufung auf den früheren Luther dem Ramismus zugeneigt. Der westfälische Caspar Pfaffrad war ein eifriger Anhänger dieser Lehre. Sein Lehrer Hofmann stützte ihn. Zu einer Auseinandersetzung mit dem Ramismus kam es in Helmstedt nicht, da die Humanisten durch den Fürsten ein vorläufiges Verbot des Ramismus erreichten. Nach 1600 erlangten die Anhänger des Ramus wieder freies Feld, weil der Herzog das Verbot aufhob mit dem Bedenken, die Zugkraft der Universität könnte sonst nachlassen. Der aristotelische Humanismus kämpfte ihn bald nieder. Der eifrigste Gegner des Ramismus war in Norddeutschland der Helmstedter Cornelius Martini.

Seit Ende des 16. Jh. zog die gesamte scholastische Metaphysik in den Protestantismus ein. (Petersen, 259.) „Was im Deutschland des Reformationszeitalters auf philosophischem Gebiete zur Metaphysik trieb, das liegt umsponnen im Problem ‚Glauben und Wissen', einem Zusammenhang von Fragen, der auch zu den uralten und doch zu denen gehört, an die jede Zeit von neuem gehen muß, um sich eine Verstand und Gemüt befriedigende Lösung zu suchen." (P. 220.) Anhänger der Orthodoxie aber, deren dogmatische Voraussetzungen die alte Metaphysik hatten erstehen lassen, wurden, indem sie sich auf den Luther der ersten Zeit beriefen, bittere Gegner derselben und stellten so den Wert der Philosophie in Frage. (P. 259.)

Der im letzten Jahrzehnt des 16. Jh. auf der Universität Helmstedt einsetzende Kampf der Theologen um das Problem Glaube und Wissen, hatte auf dem philosophischen Gebiete schon durch Nicolaus Taurellus (1547-1606) eine Behandlung dieser Fragestellung erfahren. Die gewaltige Lebensaufgabe dieses Mannes war das Ringen um das metaphysische Problem Glauben und Wissen. Die Philosophie bildete für Taurellus die Grundlage der Theologie. (Petersen, 229.)

Dieses Problem, das Melanchthon nicht entschieden hatte, drängte immer mehr zur Entscheidung. Die Humanisten sahen, indem sie Melanchthon folgten, in der Philosophie ein wertvolles Hilfsmittel für die Theologie. Die Theologen dagegen, die in der augustinisch-mystischen Periode Luthers die echte Wahrheit erblickten, verwarfen die verstandesbedingte Weltweisheit. Es wurde ein Kampf der Orthodoxie um das reine Luthertum.

Die Hauptkämpfer auf der humanistischen Seite waren neben Caselius Cornelius Martini, Owen Günther, ein Melanchthonschüler, Duncan

Liddel und Laurentius Scheuerle. Auf der theologischen Seite sind zu nennen Daniel Hofmann und Caspar Pfaffrad. Hofmann hatte selbst aristotelische Ethik und Dialektik mit Eifer gelesen, war dann aber zur lutherischen Richtung gegangen. Bei seinem Ringen um Gemeinschaft mit Gott, Erfüllung mit dessem Lichte und Geiste, erwies sich diesem Mystiker die weltliche Gelehrsamkeit, besonders die aristotelische Schulphilosophie, als starkes Hindernis. Bei der Promotion Pfaffrads 1598 erklärte Hofmann in 101 Thesen, die Philosophie stehe zu der mystischen Theologie in scharfem Gegensatze. Martini, der eigentliche Vertreter der Schulphilosophie, trat dieser Auffassung entgegen. Nach mehreren Schlichtungsversuchen wurde die Angelegenheit vor den Herzog gebracht. Der holte ein Urteil von der Universität Rostock ein. Dieses kam sehr spät, war vorsichtig formuliert und begünstigte den Humanismus. Hofmann wurde entlassen, und der Streit vom Herzog zugunsten der Humanisten entschieden. Die Hauptkraft bei dieser Entscheidung war der Kanzler Jagemann, der sich zu den Humanisten schlug. Der große Gegenspieler Basilius Sattler dagegen und die von ihm beeinflußte Herzogin gingen zur Partei der Theologen. Die Theologen erlangten so wieder die Oberhand. Hofmann kehrte zurück, fand aber unter den Studenten keinen großen Anklang mehr. An die Stelle der streng lutherischen Orthodoxie trat eine mehr pietistisch-mystische Richtung. Nach Hofmanns Tode setzten Schilling, Cramer und J. A. von Werdenhagen den Streit fort. Gegen sie schrieb Martini, der jetzt in Wittenberg saß, seinen Vernunftsspiegel, das umfangreichste und gelehrteste Buch in dieser Auseinandersetzung.

Die Verteidiger der beiden Ansichten sahen nicht immer ganz klar die sich kreuzenden Gegensätze und ihre Konsequenzen, sie wurden teilweise von ihren Gefühlen getrieben. Die tiefen Gegensätze: Naturalismus und Supranaturalismus, Rationalismus und Spiritualismus (im biblischen Sinne), Scholastik und Mystik, Orthodoxie und Pietismus waren in der damaligen Zeit noch nicht ausgeprägt, aber ihre Anfänge liegen hier. Im Grunde wurde es ein Streit zwischen Vernunfterkenntnis und Offenbarung. Günther behauptete, die philosophisch Gebildeten erreichten durch philosophischen Rationalismus Erlösung und Versöhnung, was die philosophisch Ungebildeten durch Autoritätsglauben erlangten. Auch Martini ließ die erkennende Philosophie an die Stelle des Glaubens treten. Die Humanisten faßten, ohne die Ethik von der Philosophie auszuschließen, die Vernunft von der formalen Seite auf; sie schrieben ihr oder der Philosophie keinen Irrtum (oder Unwahrheit) zu, sondern nur dem falschen Gebrauche. Hofmann, vom ethischen Bereiche ausgehend, sah in der Ver-

nunft, in dem vom Menschen Gewirkten, einen Gegensatz zu dem vom heiligen Geiste Gewirkten. Er kam zu der Folgerung, die Philosophie müsse den christlichen Glauben verneinen und fälschen. Er gab zu, daß die von Gott stammende Philosophie, als Wissenschaft der Welt, auf Grund der Vernunft wie die Theologie göttliche Wahrheiten enthalte. Die Vernunft aber hat durch den Sündenfall in religiös-ethischer, wie metaphysischer Hinsicht den intellectus spiritualis verloren. Mithin ist die Philosophie nur eine Wissenschaft dieser Welt. Da auf dem weltlichen Gebiete (Philosophie) andere Wahrheitsgesetze herrschten als auf dem überweltlichen (Theologie), so ist die Metaphysik, die für beide geltende Prinzipienlehre, abzulehnen. Der aristotelischen Philosophie wird abgesprochen, daß sie ohne philosophische Untersuchung die Mysterien glaublich aufnehmen könne. Eine Vermittlung zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit ist möglich, wenn die Vernunft sich in den Gehorsam des Glaubens begibt. Zwar forderten die Humanisten keine Alleingültigkeit der Philosophieprinzipien; sie wollten auch die Mysterien von der philosophischen Erkenntnis ausschließen; vernunftmäßig in der Philosophie Erkanntes sollte nicht der Theologie widersprechen; aber alles, was in der Theologie wahr sei, das brauche nicht auch in der Philosophie wahr sein.

Von Werdenhagen wurde zuerst für die Humanisten der Ausdruck Rationistae gebraucht. Und wirklich, die Strömungen, welche im Humanismus die Vernunft betonten, flossen über Calixt, bei dem sich die ersten Spuren der Aufklärung zeigen, und über den Helmstedter Theologen Mosheim auf Gottsched und Jerusalem, die Väter der Aufklärung.

Mit den wider die Philosophie streitenden Theologen setzte der Mystizismus im Protestantismus ein. Bei den herzoglichen Frauen zeigen sich die ersten Spuren der religiös-pietistischen Richtung.

Aus der Theaterkultur des ausgehenden XVI. Jahrhunderts

Dieses Kapitel versucht, überleitend zu dem letzten Abschnitt der Arbeit, aus dem Theaterwesen und aus der Fülle der dramatischen Produktion zu Ausgang des 16. Jh., welcher die Literaturgeschichte noch ziemlich fassungslos gegenübersteht, Wichtiges für das dramatische Schaffen des Heinrich Julius in einem kurzen Überblick einzufangen.

Von Bedeutung für die herzoglichen Spiele sind das deutsche Fastnachtspiel und das humanistische Schuldrama. Das Fastnachtspiel, gekennzeichnet durch seine bürgerlichen Verfasser, durch den Stoff, der ins bürgerliche Leben griff, und durch das niedere Publikum, fand sich zu Ausgang des Jahrhunderts in ganz Deutschland. Der Stoff war dem Schwank und Vorgängen des bürgerlichen oder bäuerlichen Lebens entnommen, behandelte gern Vertreter des Volkes und das Verhältnis vom Mann zur Frau. Zweck der Spiele war, neben der Belustigung, von der Bühne herab zu erziehen und zu bessern. Der Hauptträger des Schultheaters war die junge Humanistengeneration. Man schnitt das Drama ganz auf den Schulzweck zu, weil man von seiner moralisch-pädagogischen Wirkung überzeugt war. Es kam zu einer hohen Blüte der Nachahmung antiker Dramen, aber häufig ohne deutschen Geist. Die Humanisten glaubten die lateinische Theaterkultur, die doch eigentlich nur Epigonentum der hohen griechischen Kunst war, als höchste Vollendung der deutschen Kultur des 16. Jh. einverleiben zu können. Schon die urteilslose Hinnahme und die Außerachtlassung der innersten deutschen Wesensstruktur brachten keine neue Theaterkultur, die eine südlich-nördliche, antik-neuzeitliche Synthese geschaffen hätte. Es mußte eine inhaltsmagere Formangelegenheit werden. Auch Heinrich Julius erlangte diese Verbindung nicht. Bei ihm drängt das Nördlich-Neuzeitliche so stark hervor, daß die alten Bestände, an die er anknüpft, völlig erdrückt werden.

Die Humanisten nahmen häufig ihren Stoff aus der Bibel. Es handelte sich da meistens um undramatische, epische Berichte. Episches zu dramatisieren ist aber weder südlicher noch nordischer Formungswille. Wenn es damals geschah, so zeugt das von mißverstandener Auffassung lateinischer Dramaturgie, von der Loslösung der geistigen Kräfte aus dem Bereiche der blutbedingten Landschaft, schließlich aber auch von dem Willen, neue Möglichkeiten an die Stelle ablebender Erscheinungen zu setzen.

Gerade das letztere warnt davor, die humanistische Bewegung auf diesem Gebiete nach irgendeiner Seite hin zu verurteilen.

Die überkommenen humanistischen Schauspiele weisen einen gewissen Grad von, wenn auch unnördlicher, Formschönheit auf. In dieser Hinsicht sind sie Kunstwerke. Aber erst die Verbindung von Form und Gehalt kann gerade nach nordischer Auffassung ein volles Kunstwerk ausmachen. Diese Forderung wurde von den Humanisten nicht erfüllt. Bei Heinrich Julius ist die Schauspielgestaltung allzu sehr eingeengt durch einen tendenziösen Stoff.

Bei dem Fastnachtspiel lag es wesentlich anders. Hier wollte man, nur die große Schau- und Hörlust des damaligen Menschen einfangend, in derber Posse belustigen und zeigen, wie man etwas falsch oder richtig machte. Auf diese Art von Spielen gehen die meisten Stücke des Heinrich Julius zurück. Nur der Herzog ging weiter; er zeigte seinen Zuschauern, um sie abzuschrecken, auf der Bühne Bösewichter und ließ sie zum Schluß bestrafen.

Um die Mitte des Jahrhunderts spielte man noch unter freiem Himmel oder in engem Raume, ganz dem bürgerlichen Bereiche angepaßt. Gegen Ende des Jahrhunderts standen große Innenräume zur Verfügung. Die bürgerliche Kultur wurde von der höfischen abgelöst. Neben den bürgerlichen und gelehrten Theaterschreiber trat der Fürst. Staatliche Interessen wurden ein wichtiger Bestandteil der neuen Theaterkultur.

Charakteristisch für die dramatischen Spiele des ausgehenden 16 Jh. sind die lose eingefügten oder mit der Haupthandlung verbundenen Zwischenspiele und komischen Szenen. Es handelt sich dabei um Ausschnitte aus dem Leben der Bauern, Bürger oder Landsknechte. Die Sprache ist derb, auch mundartlich, die Handlung dreht sich um Lebensvorgänge der niederen Stände. Schon zeigt sich in diesen Spielen der Anfang zu plastischer Gestaltung. Die große Handlung des Hauptspieles wird aber gestört. Während die bürgerliche Kultur mehr und mehr versagte, begeisterte sich die große Masse für die komischen Zwischenspiele, weniger für die humanistischen Schulaufführungen.

In dem Schauspiel des 16. Jh. finden sich schon die Anlagen einer nationalen, komischen Person. Die ergiebige Quelle der Hof- und Volksnarren ging auf die Bühne über. Aus alten Dichtungen bekannte Gestalten tauchen auf: Eulenspiegel, Claus Narr, Bruder Rausch und der krumme Tielke. Bei geregelter Weiterbildung unseres Volksdramas hätte die Figur zu einer Gestalt werden können, wie der shakespearesche Narr, oder sie hätte eine Mannigfaltigkeit entwickelt, wie die italienischen, komischen Figuren.

Wie die Stimme des bösen Gewissens, belacht der Hofnarr die Laster als Torheiten oder sagt lachend die oft peinliche Wahrheit. „Der Narr ist dann wie der Chor der Komödie." (Gervinus, 110.) Nicht immer ist er spaßhaft, er wird auch zum witzlosen Warner. Ohne sich ins Spiel zu mischen, drückt er die Gedanken der Zuschauer aus oder hilft beim Verständnis der Handlung. Der Volksnarr ging als Standesnarr, als „Tollpatsch" ins Possenspiel über. Gervinus sagt: „bei Weiterentwicklung der deutschen lustigen Person in den Lustspielen hätten wir eine nationale komische Figur erhalten, den deutschen Eulenspiegel, der plump und grob das Wahre und Rechte überall getroffen hätte".

Eine weitere wichtige Gestalt des Schauspieles ist der Teufel. Er verkörpert die Mächte der bösen unterirdischen Gewalten; er zieht den Sünder ins Verderben, bläst ihm das Böse ein, ist zuweilen aber auch der Betrogene. Nach dem Erscheinen des Faustbuches (Frankfurt, 1587) bietet er als Junker verkleidet dem an irdischer Macht hängenden Menschen seine unheimliche Hilfe an, verlangt aber dann höhnisch seinen Lohn. Der Mensch zwischen Gott und Teufel gestellt, entscheidet, wohin er gehen will. Verliert er den Glauben an Gott und geht in das Bereich des Teufels, dann ist alle Hoffnung auf Rettung vor dem Verderben dahin. Diese Auslegung des freien menschlichen Willens genügt bald nicht mehr. Der Mensch kann gerade durch seinen freien Willen wieder das Bereich des Bösen verlassen. Die Reue und das ihr folgende Gebet überwindet den Teufel. (Heinrich Julius.) Im Jesuiten-Drama tritt später eine überirdische, makellose Gestalt helfend ein. Das religiöse Problem der Willensfreiheit und Gnade drangen in die Theaterkultur.

Das Dramatisieren im 16. Jh. ist häufig ein in Akt- und Szenebringen meist undramatischer Stoffe. Für Bürger oder Schüler mußte etwas spielbar gemacht werden. Von einer dramatischen Gestaltung, wie wir sie heute kennen, kann keine Rede sein. Für das Theater, das die große Schaulust der damaligen Menschen kannte, war die moralpädagogische Wirkung das Wichtigste. Diese Blickenge hemmte lange die Entwicklung der dramatischen Kunstgestaltung. Die Schauspielschreiber konnten sich über ihren engen Kreis nicht erheben. Sie drangen nicht vor zu geschichtlichen nationalen Menschengestaltungen, zu großen, überzeitlichen Lebensschicksalen eines Helden. Im Faustproblem bahnt sich die erste Öffnung. Die Handlungen und Ereignisse im Ablauf eines Spieles werden von außen weitergeschoben. Die Gestalten gleichen mehr oder weniger Marionetten. An Stoff, Technik und Vorstellungswelt scheint das 16. Jh. in seinen dramatischen Hervorbringungen stark noch vom Mittelalter abhängig. (Arnold, 103.) Deutschland kam nicht zu einem hohen nationalen Drama, weil es nicht zur rechten Zeit den Übergang

von der Laien- zur Berufskomödie fand, weil es nicht den darstellenden Dilettant vom Berufsschauspieler verdrängte. (Arnold, 167.) Dem Deutschen Reiche fehlte ein kraftvolles alles auf sich ziehendes Zentrum.

Die dramatischen Spiele haben sich in Deutschland gegen das Ende des 16. Jh. zwar nicht frei von fremden Einflüssen, aber doch selbständig entwickelt. Seit 1550 lassen sich in Deutschland wandernde italienische Komödiantentruppen nachweisen. Sie finden sich besonders am bayerischen Hof und im Süden des Reiches. Ihre Komödien waren Singspiele. Der Süden stand überhaupt in nahen politischen, wirtschaftlichen und religiösen Beziehungen zu Italien. Direkte Auswirkungen dieser Beziehungen und einen Niederschlag der italienischen Komödiantentätigkeit auf das dramatische Schaffen des deutschen Südens und des nach ihm sich ausrichtenden Westens zu untersuchen, liegt nicht im Bereich der Arbeit. Für Norddeutschland ist ein Einfluß zu verzeichnen in der Begeisterung der Fürsten für die italienische Kultur. Den Einfluß der italienischen Singspiele auf das dramatische Schaffen der Jesuiten hat Müller nachgewiesen. Soweit es sich um künstlerische Anregungen handelt, kann der italienische Einfluß nicht zu hoch angeschlagen werden. (Müller, I. 30.) Seit 1583 sind französische Spieler, die ganz nach Italien orientiert sind, in Frankfurt nachgewiesen.

Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts treten englische Komödianten in Deutschland auf. Ihre Reisen durch den Süden und Westen des Reiches blieben, wenn man den süddeutschen Jakob Ayrer ausnimmt, ohne wesentliche Wirkung. Dagegen öffnete sich der deutsche Norden, an dessen Fürstenhöfen sich die Engländer festsetzten (Wolfenbüttel, Kassel, Dresden, Berlin und Hansastadt Danzig), in etwa dem Einfluß des englischen Theaterwesens.

In der Literaturgeschichte wird das dramatische Schaffen des Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sehr unter den Einfluß der englischen Komödianten gestellt. Vor der Auseinandersetzung mit dieser Behauptung ist es ratsam, näher auf das Wirken der englischen Komödianten einzugehen.

Die in der Literaturgeschichte festgelegte Bedeutung der englischen Komödianten für Deutschland ist größtenteils gewonnen nach dem um 1620 im Druck erschienenen Repertoire der Engländer. Diese Wertschätzung kann natürlich nicht auf das kurz nach 1590 liegende Schaffen des Herzogs angewandt werden. Es muß also die Tätigkeit der Engländer vor 1600 beleuchtet werden.

In England hatte sich unter Elisabeth die dramatische und schauspielerische Kunst zu einer hohen Blüte entwickelt. Berufsschauspieler spielten an stehenden Bühnen. Es stellte sich bald ein Überschuß an Schau-

spielern ein. Dieser zog, ob eingeladen oder nicht, nach den Niederlanden und schließlich nach Deutschland. Man darf annehmen, daß es Künstler zweiten Ranges waren. Shakespeare nennt sie Lumpenkomödianten, die mit den rasch wachsenden Londoner Ansprüchen nicht Schritt halten konnten. Zudem standen die besten englischen Dramen im Eigentum der führenden Theatergesellschaften. Der Vorrat der englischen Komödianten kann sich nur aus Jugendarbeiten von Peele, Marlowe und Kyd zusammengesetzt haben. Die großen englischen Fortschritte wurden von den fahrenden Komödianten nicht mitgemacht. Zum Teil Akrobaten und Musikanten, mußten sie, um überhaupt Geld zu verdienen, bei dramatischen Aufführungen große Konzessionen an das Publikum machen.

In den Rechnungen des markgräflichen Hofes zu Preußen werden zwischen 1556 und 1584 englische Fiedler, Pfeifer und Trompeter genannt. Im Oktober 1586 traten englische Komödianten aus dänischem in kursächsischen Dienst. Sie sollten musikalische und akrobatische Darbietungen liefern. Die Gruppe bestand aus fünf Mann. Es ist möglich, daß die Truppe auch Clownszenen mit gymnastischen Künsten, komischen Dialog und Tanz aufgeführt hat. Im Juli 1587 verschwand die Truppe aus Dresden. Erst 1592 hören wir wieder von englischen Komödianten in Deutschland.

Mitte Februar dieses Jahres reiste Robert Browne, John Bradstreat, Thomas Saxfield, Richard Johnes und etliche andere nach den Niederlanden. Von hier ging es weiter nach Norddeutschland. Es wird eine Einladung nach Wolfenbüttel vorgelegen haben von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig.

In den Wolfenbütteler Kammerrechnungen finden sich unter dem 20. Juni 1592 Ausgaben für einen Herrn Sprenger und andere aus England, die musiziert und eine Komödie gespielt haben.

Am 30. August 1592 spielte Browne mit seiner Truppe in Frankfurt auf der Messe Marlowesche Werke bei kläglichem Erfolg. Oktober und November desselben Jahres vermutet Herz die Truppe in Köln.

Unter dem 26. Dezember sind in den Wolf. Kammerrechnungen vier Trompeter aus England genannt, deren Zehrung, ehe sie zu Diensten genommen wurden, bezahlt ist. Ob diese Engländer zur Brownesschen oder Sachevilleschen Truppe gehörten, läßt sich nicht feststellen. (Saxfield wurde später Sacheville genannt.)

Ende August 1593 war die ganze Truppe wieder in Frankfurt. Diesmal führte sie „gelehrte von ihnen selbst erfundene geistliche Komödien" in englischer Sprache auf. 1593 reisten Browne und Johnes aus unbekannten Gründen nach England zurück. Im nächsten Jahre sind beide in London

vermerkt. Ein Teil der alten Truppe ging mit Sacheville zum Wolfenbütteler Hof zurück, der Rest ist 1594 am Hofe zu Kassel genannt.

Am 7. September 1593 wird dem Johann Breitstraßen (Bradstreat) von der Herzogin ein Hochzeitsgeschenk verehrt,

am 22. November 1594 einem unbekannten englischen Lauteniſten eine hohe Summe gegeben,

am 7. Januar 1595 drei Engländern, einem Einäugigen, Geld verehrt.

Damit sind alle urkundlichen Belege gegeben, die für das Auftreten der englischen Komödianten in ihrer Wolfenbütteler Zeit, und soweit es für das dramatische Schaffen des Herzogs in Frage kommt, zu erreichen sind.

Die englischen Komödianten waren gewöhnt, sich in den Dienst eines kunstliebenden Fürsten zu stellen. Ihre Gönner waren Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der Landgraf Moritz von Hessen, der Kurfürst von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg. Es sind ausschließlich lutherische Fürsten in Norddeutschland. In den katholischen Ländern finden sich englische Komödianten nur am herzoglichen Hof in Graz. Die Führer der Truppe hatten aber katholisch werden müssen. Ein Einfluß auf das Theater und dramatische Spiel läßt sich hier nicht nachweisen. In Süddeutschland stießen die Engländer auf die Konkurrenz der Italiener. Auf den Besuchen in den katholischen Ländern befriedigten die Truppen wohl die Schaulust des Volkes, aber eine tiefere Wirkung muß ihnen abgesprochen werden. An den norddeutschen Höfen war es Mode, bei festlichen Angelegenheiten eine englische Komödiantentruppe zur Verfügung zu haben.

Unter einen gewissen Einfluß des englischen Theaterwesens gerieten in ihrem dramatischen Schaffen: der süddeutsche Ayrer, die norddeutschen Heinrich Julius, Moritz von Hessen, vielleicht noch Mauritius und Spangenberg. Es sind alles gelehrte Literaten, welche wohl eine Aufführung ihrer Werke wünschen, sie aber nicht als Hauptzweck betrachten. Ayrer wird kein bahnbrechender Neuerer, er bleibt in der heimischen Tradition. Die englischen Einwirkungen bleiben äußerliches, oft mißverstandenes Beiwerk. Moritz von Hessen, humanistisch gebildet, vielseitig, besonders künstlerisch begabt, blieb in seinem dramatischen Schaffen dem Humanismus doch wesentlich verpflichtet. Bei ihm zeigt sich deutlich eine Aufnahme der italienischen Kultur. In der italienischen Dichtung und höfischen Bildung sah Moritz ein Vorbild. Er schickte seinen Komponisten Heinrich Schütz, Hofleute und Gelehrte zur Ausbildung nach Italien. An seinem Hofe wurden italienische Komödien verdeutscht. Seine Schauspieler waren die Zöglinge der Hof- und Ritterschule. Die Betätigung der Engländer am Kasseler Hofe blieb eine Geste der Repräsentation und eine gewisse Befrie-

digung der prachtliebenden, sentimentalen Schaulust des Landgrafen. Die großartigen Kostümaufführungen und mythologisch-theatralischen Einladungen zu Turnieren auf das Fastnachtspiel zurückzuführen, ist vollständig verfehlt (bei Schleichert!). Die italienische Triomphi waren hier Vorbild. Das ganze Theaterwesen am Kasseler Hofe zeigt ein ungehemmtes sich Hingeben der Leidenschaft zur Prachtentfaltung, zu Pomp, Farbe, Stimmung und künstlerischem Genuß. Am Wolfenbütteler Hofe wird ein gleiches Theaterwesen geherrscht haben, nur stellte Heinrich Julius bewußt diese ganze Entfaltung in den Dienst des Staates.

Ein Arzt am Kasseler Hofe, Rhenanus, der in England gewesen war, denkt näher über das Wesen des englischen Theaters nach und versucht, die Neuerungen und Anregungen der deutschen Bühne und Theaterkultur zugänglich zu machen und den fünffüßigen Jambus einzuführen. Dieser Versuch blieb ohne Erfolg, weil Rhenanus als gelehrter Humanist zu wenig mit dem deutschen Boden verwurzelt war.

Die 1592 nach Wolfenbüttel gekommenen Engländer reisten nach kurzer Zeit schon nach Süddeutschland. Erwartete Heinrich Julius, der Engländer in Dänemark gesehen hatte, eine größere Leistung von der Truppe, oder machten ihm die englischen Vorführungen wenig Freude? Gewiß, der kleine Spielplan zwang die Komödianten zu wandern. Ihr Erfolg konnte nur Überraschung und Neuigkeit sein. Da die Truppen immer mehr den Zusammenhang mit der Heimat verloren und keinen Nachschub erhielten, sie selbst aber keine wertvollen Schauspiele schreiben konnten, wurde das Repertoire dünner, die Kunst schmaler. Trotz der kleinen Truppenzahl mußten während der Vorführungen noch Musikanten gestellt werden. Man spielte Tragödien, derbe Possen und Singspiele. Der Stoff war aus der Sage, aus dem Mythos, aus der geschichtlichen und literarischen Überlieferung gegriffen. Wegen der geringen Schauspielerzahl fielen die epischen, breiten Szenen. Kontrastreiche Handlungen, naturalistisch und voll Spannung, wurden auf die Bühne gebracht und mit heftiger Leidenschaft vorgetragen. Die zum Teil ungeschickte und groblinige Technik dieser Stücke weist dramatischen Schwung und Ansätze zur Charakteristik auf. „Die Theaterkultur der englischen Komödianten strebt einem Naturalismus zu und scheint die Tendenz des Fastnachtspieles und der Schwankkomödie fortzusetzen mit anderer Technik." (Stammler.)

Abschließend muß noch etwas über die Bühnenverhältnisse gesagt werden. Zu Ende des 16. Jh. finden wir in Norddeutschland die dekorationslose, örtliche und zeitliche Einheitsbühne. Die örtliche Einheit der Bühne vermochte das Nebeneinander zum Nacheinander zu formen. Sollten

irgendwelche Schauplätze zeitlich oder örtlich angegeben werden, so geschah es als fiktive Verwandlung durch Rede und Bewegung. Die Personen erscheinen im Gewande der Gegenwart. Die englischen Komödianten lösen die statischen Bühnenbilder, sie schwelgen in Ekstasen, Übertreibungen und Sensationen. Die Effekte überhäufen sich. Die Intensität der Geste wächst, die Gesichtsmimik tritt zur komischen Wirkung hinzu. Das Ergebnis ist ein ausgeprägter Naturalismus, der schon die Darstellung der Fastnachtspiele beherrschte. Mit den Berufsschauspielern, deren Spiel oft von den Eingebungen des Augenblicks abhängt, kommt die Prosa auf. R. Stumpfl nimmt an, daß die englischen Komödianten keinen bestimmten Bühnentypus gehabt haben. Eine größere bühnengeschichtliche Wirkung in Deutschland wird ihnen auch abgesprochen. Die oben dargelegten Bühnenverhältnisse mit Ergänzungen durch die Engländer nehme ich auch für Heinrich Julius an: eine einfache viereckige Bühne ist mit Teppichen verhängt und hat mehrere Ein- und Ausgänge. Durch Verschwindenlassen der hinteren Teppichwand konnte eine zweite zurückliegende Bühne erschlossen werden. In der Mitte zur Rückwand hin befand sich auf der Vorderbühne das traditionelle Loch. Der englische Balkon dürfte auch eingeführt gewesen sein. Die Verwendung eines Vorhangs ist zweifelhaft. Die Beleuchtung wird durch Kronleuchter erfolgt sein.

Die dramatischen Spiele des Heinrich Julius von Braunschweig

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig schrieb in den Jahren kurz nach 1590 hintereinander 12 Schauspiele:

1. Von der Susanna. (Trag. Kom.)
2. Pamphilus. Von einem Buhler und einer Buhlerin. (Trag.)
3. Der Fleischhauer. (Ungedr.)
4. Das Wirtsspiel. (Ungedr.)
5. Thomas Merkator. Von einem Weibe. (Kom.)
6. Von einem Wirte. (Kom.)
7. Von der Susanna. (Trag. Kom.) Umarbeitung.
8. Von einer Ehebrecherin. (Trag.)
9. Von einem Wirte oder Gastgeber. (Trag. Kom.)
10. Von einem ungeratenen Sohne. (Trag.)
11. Von einem Edelmann. (Kom.)
12. Von Vincentio Ladislao. (Kom.)

Die Stücke 1-7, ausgenommen 2 und 3, die ungedruckt blieben, wurden 1593 veröffentlicht; die übrigen Stücke erschienen 1594 zu Wolfenbüttel im Druck.

Das Erstlingswerk des Herzogs, das Spiel von der Susanna, schließt an das humanistische Bibeldrama an. Noch im gleichen Jahre wurde diesem Stücke die bühnenkräftige Tragödie entschält und als verkürzte Susanna gedruckt. Die eingelegten mundartlichen Zwischenszenen der ersten Susannafassung bilden die Ansätze und Unterlagen zu dem ungedruckten Fleischhauer und dem tragikomischen Wirtsspiel. Das letztere nahm wieder Stellen aus dem Fleischhauer auf. Das Wirtsspiel wurde später überarbeitet und erschien in seine Bestandteile getrennt als Komödie: ‚Von einem Wirte' und als Tragödie: ‚Von einem Wirte oder Gastgeber'. Das zweite Stück des Herzogs: ‚Von einem Buhler und einer Buhlerin' (ursprünglich: Pamphilus) ist ein Gegenstück zum Erstlingswerk. In der Susanna führt die Unschuld zur Erhebung, im Pamphilus bringt der Ehebruch die verdiente Strafe. Dieses Spiel vom Ehebruch wird der Ausgangspunkt für die Komödie: ‚Von einem Weibe', und für die Tragödie: ‚Von einer Ehebrecherin'.

Diese Spiele in zwei Gruppen geteilt, stehen in ihrer Gruppe zueinander in Verbindung. Der „ungeratene Sohn" löst den Zusammenhang.

Er ist ganz unter dem Eindruck der englischen Bluttragödien entstanden. Das Spiel wird den Herzog nicht befriedigt haben, denn den Abschluß des dramatischen Schaffens bilden zwei Komödien. Von dem Susanna- und Sohnspiel abgesehen, ist der Stoff zu den Stücken größtenteils der deutschen Schwankliteratur, die im Laufe des 16. Jh. viele italienische Elemente aufgesogen hatte, entnommen und nicht durch die englischen Komödianten an Heinrich Julius herangetragen worden.

Am Anfang des dramatischen Schaffens des Herzogs stehen zwei voneinander in Spiel und Stoff unabhängige Stücke; ihnen folgen zwei ungedruckte, die ihren Keim im Erstlingswerk haben. Diesen als Auftakt des Schauspielschreibens genommenen Abschnitt sehe ich als die erste Schreibperiode an. Ihr folgt eine, welche die Gedanken der ersten Periode noch einmal aufnimmt und bühnenkräftig in Tragödie und Komödie teilt. Der letzte Abschnitt beginnt unter der stofflichen Einwirkung der Engländer, geht dann aber zur Komödie, in den Bereich des Schwankes zurück.

Heinrich Julius steht auch als Dichter auf dem Boden des Absolutismus. Grundlegend für sein Werk ist der theokratische Gedanke, Gott regiert und richtet, der Fürst aber ist der Stellvertreter des Allmächtigen im Bereiche des Irdischen. Die zehn Gebote, als staatserhaltend, werden von Gott und der irdischen Obrigkeit überwacht. Die Sünden und ihre Strafen geben die Themen zu den meisten Spielen des Herzogs. Die Stoffwahl ist bestimmt von den moralisierenden und belehrenden Absichten des Dichters. Durch die Bühne, durch unmittelbare Wirkung auf die Sinne, durch leichtes lebendiges Spiel und durch Erregung von Furcht und Grauen zu ergötzen oder zu erschüttern, ist das bewußte Ziel der in die Staatsverwirklichung gestellten Spiele. Episch berichtete Stoffe werden genommen, in Dialoge aufgelöst und für die Bühne bearbeitet (Susanna, Ehebruchsdramen, Edelmann). Aus dem öffentlichen Leben gegriffene Vorgänge sollen belehren und abschrecken (Fleischhauer, Wirtsspiele), oder auch belacht werden (Ladislao). Nach der Art der englischen Schauerdramen entsteht das Spiel aus einem Regentenhause (Sohn), das aber keine Politik gibt.

Die beiden Dramatisierungen des Susannenstoffes stellen Gott unmittelbar eingreifend zur Errettung der Tugend und Bestrafung der Sünder dar. Schon im irdischen Bereich wird ein Gerechtigkeitsausgleich, der eine Öffnung zum Jenseits zeigt, gegeben. Die erste Fassung der Susanna ist überlastet durch religiös-moralisierenden Lehrstoff; die zweite, beschnitten auf das eigentliche Spiel, dürfte das dramatisch beste Werk des Herzogs sein. Der lebensfrohe, leichtfertige Decameronegeist der Ehebruchsspiele ist zum Schluß eingeengt durch die moralisierenden, ernsten Absichten des Staatsmannes. Im Sohnspiel gehen die Bösewichter wohl

zugrunde, aber die Moral wird zurückgedrängt durch die beabsichtigte schauspielerische Wirkung im Stile der englischen Komödianten. Dem Schwank vom Edelmann liegen Gedanken der Berufsprädestination zugrunde, und es sind ihm Anklagen gegen die Geistlichkeit aufgepfropft. Für sich steht die eigenartige und gut gestaltete Charakterkomödie Ladislao, deren Wirkung in dem unmöglichen Benehmen eines außerhalb der Gesellschaft stehenden, verkommenen Aristokraten liegt.

Heinrich Julius schrieb seine Spiele in Prosa, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens. Etwas arm an Bildern, zuweilen trocken und matt, ist die Sprache nicht sehr durchgestaltet. Der beschränkte Wortschatz läßt verschiedene Redewendungen häufig wiederkehren. Eine hohe Leistung der sprachlichen Gestaltung sind die mehr gewollten als gekonnten Mundartszenen. Es ist unbegründet, wenn die Prosagestaltung des Herzogs lediglich der englischen Einwirkung zugeschrieben wird. Die englischen Komödianten mischten wohl Prosapartien in ihre Dramen, aber reine Prosadramen haben sie nicht gespielt. 1584 war schon auf deutschem Boden das „Speculum vitae humanae" vom Erzherzog Ferdinand II. von Tirol in Prosa geschrieben worden. Die Meinung Arnolds (S. 196) ist begründeter, daß nämlich das Prosaschreiben unter dem Einfluß der Italiener stehe, die schon lange über die Verwendung des Verses oder der Prosa im Drama stritten. Der Einfluß der italienischen Kultur ist bisher kaum für Heinrich Julius berücksichtigt worden. Der Herzog eilte mit seinem Prosastil der Zeit voraus. Die ‚Ehebrecherin' und der ‚Ladislao' wurden sogar später in das sächsische Metrum zurückversetzt.

In des Herzogs Spielen beginnt die Darstellung der Motive mit der Ordnung der psychologischen Elemente und der dazu gehörigen Handlungen, die zur Erreichung der aus ethischen Absichten heraus erstrebten Ziele führen sollen. Klare und tiefere psychologische Motivierung ist bei Heinrich Julius nicht beabsichtigt. Der Herzog schreibt nicht aus sich heraus. Das Dichten ist ihm Aufgabe, nicht so sehr Bedürfnis. Es fehlt die Psychologie; und der Fehler, stark zu moralisieren, tritt auf. Die moralischen Motive bringen aber die Handlung nicht vorwärts. Durch ihre epische Eigenart ermöglichen sie dagegen, die staatsverwirklichenden Absichten und die ethischen Anschauungen des Herzogs zu verkünden.

Aus der Schwankliteratur seiner Zeit wählte Heinrich Julius geschickt das bühnenmäßig Brauchbare. Das Streben, Handlung, Überraschung und Abwechslung zu geben, führt zuweilen zu Mißgriffen. So kann man nicht die Sage vom Abt und Edelmann dramatisieren, nur um das „unchristliche" Leben einiger Personen an den Pranger zu stellen. Im Anfang des Schaffens fehlt die Vermittlung zwischen Tragik und Komik.

Der oft kleine Stoff gibt kein Spiel her. Da werden Zwischenspiele eingelegt, die dann soviel Platz einnehmen, daß sie das eigentliche Stück zum Teil erdrücken. Diese Szenen sind das Beste und Selbständigste in des Herzogs dramatischem Schaffen; sie haben derben Humor, eine urwüchsige Natürlichkeit und gebrauchen geschickt die Mundartkomik.

Ein Verständnis für feinere Situationen hat der höfische Dichter nicht. Auf der Bühne werden keine Leidenschaften entwickelt; die Charaktere treten uns fertig entgegen, sprechen und handeln, wie vorher bestimmt, und verschwinden. Eine Ausnahme macht der Narr.

Wer spielte des Herzogs Stücke? - Die englischen Komödianten konnten schwerlich die deutschen Spiele mit den verschiedenen Mundarten aufführen, bevor sie selbst die deutsche Sprache beherrschten. Die Rolle des Narren konnte der Führer der Truppe Sacheville spielen, weil man bei ihm eine gewisse Kenntnis der deutschen Sprache annehmen darf, zudem auch seine Rolle durch ein entstelltes Deutsch nur noch komischer wirken mußte. In den Kammerrechnungen des Wolfenbütteler Hofes fand ich unter dem 2. Februar 1594 die Notiz: „Hördmann Nadecken, einem Kantoreiknaben, welcher zu der Komödie Personam Susannae agieren soll, für etliche dazu verfertigte Kleider . . ." Es ist auffällig, daß die Hauptperson des Spieles nicht von Engländern übernommen wurde. Man wird behaupten können, daß des Herzogs Dienstleute bei den Aufführungen der Spiele des Heinrich Julius eine wesentliche Beteiligung hatten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie anfangs die Stücke alleine spielten, den englischen Komödianten aber die Stellung zukam wie am Kasseler Hofe, daß sie nämlich nur ihre Dramen spielten, auf den großen Theaterbetrieb sonst keine Wirkung ausübten. Wann die Engländer die deutsche Sprache so beherrschten, daß sie deutsche Spiele aufführen konnten, ist schwer festzustellen. Der Herzog wird aber gleich nach der Entstehung seine Stücke aufgeführt haben wollen. Da muß aber eine Mitwirkung der Engländer bezweifelt werden. Schauspielerische Ratschläge Sachevilles lehne ich nicht ab. Schließlich ist zu berücksichtigen, daß die Komödiantentruppe erst seit 1595 ständig am Hofe ist. Zu dieser Zeit ließ aber des Herzogs Theaterleidenschaft nach.

Es folgt nun in der Arbeit eine Besprechung der einzelnen Spiele des Herzogs. Da in der Schrift von Fritz Brüggemann schon eine Arbeit hierüber vorliegt, soll hier nur noch neu Gesehenes hinzugefügt werden. Der von Brüggemann gewonnenen Zeitfolge und Einteilung der Schauspiele (ich gebrauche das Wort Drama bewußt nicht!) stimme ich nicht bei. Auch die starke Herausarbeitung der Person und der Verdienste des Sachevilles erkenne ich nicht an. Weiter stelle ich die dem Herzog beigelegte tiefe, künstlerische-dramatische Auffassung von seinem dichterischen Schaffen,

das ganz unter dem Einfluß der englischen Komödianten gesetzt wird, in Frage.

Mit seinem Erstlingswerk ‚Susanna' knüpft Heinrich Julius an die Tradition der humanistischen Bibeldramen an. Der Susannenstoff war vor ihm schon oft in lateinischer und deutscher Sprache behandelt worden. Sein Spiel übernimmt der Herzog von dem auf Birk und Rebhun fußenden Frischlinschen Werk, das 1577 erschienen und einige Jahre später von Frischlins Bruder Jakob ins Deutsche übertragen wurde. Es läßt sich nicht nachweisen, ob der lateinische oder deutsche Text von Heinrich Julius benutzt worden ist. Bei einem Vergleiche der Stücke neigt man dazu, die deutsche Übersetzung als Vorbild anzunehmen.

Heinrich Julius, der bodengebunden und einer anderen Gesellschaftsschicht verpflichtet war, wuchs über das humanistische Drama hinaus. Die immer fruchtbar bleibenden Kräfte unterer Volksschichten, denen sich der Herzog näherte, und die gestaltende Macht der hohen, höfischen Gesellschaft beginnen bei Heinrich Julius, noch undeutlich, unbewußt und unbeholfen das dramatische Schaffen dieser Zeit auf einen Stand zu weisen, der mächtig war, ein deutsches nationales Drama zu schaffen. In eigentümlicher Weise überschneiden sich in der Person des Herzog die Kräfte dreier Stände: die der unteren Volksschichten, die der humanistischen Gesellschaftsklasse und die des höfischen Standes.

Heinrich Julius hat die eigentliche Handlung seines Susannenspieles, zum Teil auch einige Bauernszenen, von dem Frischlinschen Werk fast ‚wörtlich' übernommen. Auch die Akt- und Szeneneinteilung beider Werke zeigt keine großen Unterschiede. Neu ist die Einrahmung des Stückes durch ein Vor- und Nachspiel, die Einlage der Mundartszenen und die Einführung der komischen Person.

Trotz der starken Anlehnung an Frischlin, tritt doch bei Heinrich Julius ein anderer Gestaltungswille auf. In der Wiedergabe der sexuellen Gelüste ist der Herzog gemäßigter; er drängt mehr zum Handeln als zum sinnlichen Auskosten. Rede und Gegenrede sind lebensnaher, nicht so gelehrt und mit Bibelzitaten durchsetzt; die Anreden zeigen höfische Formen. Es sprechen nicht nur zwei Personen, sondern eine dritte ist dabei, die zuhört. Frischlins Werk sollte in Lateinschulen für humanistisch Gebildete zur Erbauung und zu sprachlichem Genuß gespielt und gehört werden. Heinrich Julius geht über die Erbauung hinaus zu einer Belehrung und zu einer Verwirklichung seiner ethischen Auffassungen. Er läßt sein Spiel vor höfischen Zuschauern aufführen, wohl wissend, daß auch diese Kreise gern Spiele, ungewöhnliche Kleider und Possenreißer sehen. (Vorwort zur Susanna.) Im Nachwort heißt es, die Tragikomödie sei gespielt worden,

um den Zuhörern den jetzigen Lauf und Gebrauch der Welt, die Tugend und das Laster wie in einem Spiegel zu zeigen und zur Sittenreinheit aufzufordern. Den Tugendsamen sei ein leuchtendes Beispiel, den Lasterhaften ein abschreckendes Bild vorgehalten worden. Wenn des Menschen Hilfe versage, müsse man auf Gott rechnen. Der Narr verkörpere die Art aller Spötter und derer, die alles ins Arge verdrehen, Gottes Wort bespötteln, anders ausdeuten und verstehen wollen, als es gemeint ist. Über der irdischen, oft unzulänglichen und täuschenden Gerechtigkeit wache das unfehlbare Gericht Gottes. Was Menschenauge nicht schaue, das sehe das ewige. Die Possen seien nicht nur um des Lachens willen da, sondern sie sollten das Verhalten der Hochmütigen karikieren, deren Fall vorbereiten und bekräftigen. Zusammenfassend schließt das Nachwort, wie alle anderen, mit Amen.

Das Spiel ist in einer kräftigen und flüssigen Unterhaltungssprache verfaßt. In der Handschrift sind die Blätter flott, in größeren Schreibabschnitten und übersichtlich beschrieben. Verbesserungen werden gleich nach der Niederschrift oder noch beim Schreiben gemacht sein. Große Aufbauverbesserungen erscheinen nur im Anfang. Einige, später gestrichene, Mundartszenen sind in das Wirtsspiel oder in den Fleischhauer gewandert. Da alle Spiele flüssig heruntergeschrieben sind, kann der Gedanke, ein Fremder habe bei der Verfassung der Stücke geholfen, nicht aufkommen. Auch zwischen der Handschrift und dem Druck liegen nur geringe Abweichungen vor. Die Rolle des Narren ist in der Susanna mit derselben Bestimmtheit und komischen Wirkung niedergeschrieben wie in den späteren Stücken.

Es ist mir unverständlich, wie man die Mundart, welche der Narr spricht, als niederländisch bezeichnen kann. Es liegt nämlich einfacher, niedersächsischer Dialekt vor, der landschaftlich, und zwar braunschweigisch, gefärbt ist. Noch der Großvater des Heinrich Julius gebrauchte diese Sprache. Herzog Julius wünscht, daß sein Sohn auch (!) die hochdeutsche Sprache erlerne. Die Annahme, der den Narr spielende Sacheville habe das Niederländische beherrscht und es sei deshalb in seiner Rolle benutzt worden, ist haltlos. Das Manuskript zeigt deutlich, daß gerade die komischen und die mundartlichen Szenen ein Werk des Herzogs sind. Wie die Mundart des Narren auf den ersten Anhieb im Manuskript geschrieben ist, so erscheint sie auch im Druck. Auffällig ist aber, daß sämtliche Dialektszenen, so sehr sie das Wesentliche einer landschaftlichen Färbung geben wollen, in der Handschrift kaum über ein entstelltes Niedersächsisch hinauskommen. Der Druck weicht hier erheblich von der ersten Niederschrift ab. An einer Stelle, da drei Bauern dasselbe sagen, heißt es in der Handschrift nur einmal: NB. in paueriſch: Dett helpe Gott. Der Druck hat:

Dat helpe öhne Gott. (Sächsisch.)
Des hälff jhm Gott. (Schwäbisch.)
Das hielff im Gott. (Gülisch.)

Während der Herzog den Dativ und Accusativ der Pronomina kennt und beide Formen gebraucht, findet sich im Druck häufig die Einheitsform ‚mi', ‚di', für mir, mich oder dir, dich. Heinrich Julius verfaßte seine Mundartszenen auf der Grundlage seines niedersächsisch-braunschweigischen Dialektes. Die eigentliche landschaftliche Färbung wird er von Untergebenen an seinem Hofe, die den Dialekt genau beherrschten, aufgenommen haben. Unwahrscheinlich ist, daß dem Drucker diese Arbeit überlassen wurde.

Brüggemann verneint für die Susanna die Einwirkung des englischen Schauspielers Sachevilles. In diesem Werke sind aber schon die gleiche Komik, Prosasprache, Intrige, Handlung und Charakterzeichnung wie in den folgenden Spielen vorhanden. Es ist auch in den nächsten Stücken des Herzogs kein großer Wandel dieser Erscheinungen wahrzunehmen, sondern nur eine Klärung zur Tragödie und Komödie hin, eine andere Stoffwahl und die dadurch bedingte frischere dramatische Behandlung.

Heinrich Julius hatte sich in Dänemark für die englische Theaterkultur begeistert, und wenn er sie auch nicht voll verstanden hat, so versuchte er nun das Frischlinsche Schuldrama in diese Spielart zu übertragen. (Die Theaterkultur der englischen Komödianten ist bei weitem nicht auf die gleiche Stufe zu stellen mit der in Dänemark gezeigten Theaterkultur.)

Die Mundartszenen waren in Deutschland, besonders im Norden schon vorbereitet in den Bauern- und Hirtenszenen von: Knaust, Bürger, Spangenbergk, Frischlin (im verlorengegangenen ‚Weingärtner'), Naogeorg, Krüger, Omichius und Pondo. Wie weit Heinrich Julius von diesen Werken beeinflußt ist, oder ob er sie garnicht gekannt hat, vermag ich nicht festzustellen. Eines muß vermerkt werden, bei dem Herzog liegt dieselbe stoffliche Hinwendung zu den niederen Schichten vor, wie in den Werken der genannten Dichter. In den Mundartszenen gab Heinrich Julius in seinem dramatischen Schaffen theatralisch und sprachlich das Beste.

Recht einfältig stolpert der Narr, drollig und dumm fragend, alles mißverstehend und verdrehend, wahrscheinlich auch recht komisch gekleidet, in den Gang der Handlung hinein. Dieses ist etwas Neues. Wohl war die Gestalt bekannt, wenn sie als Mittelsperson zwischen Bühne und Zuschauern das Spiel interpretierte, es eröffnete, schloß oder die Pausen ausfüllte. Aber selbst im Stücke mitspielen durfte sie nicht. Diese Einführung in die Spiele des Herzogs geht auf englischen Einfluß zurück. Ihre Gestaltung aber ist einzig das Werk des Heinrich Julius.

Der englische Einfluß auf das dramatische Schaffen des Herzogs kann so zusammengefaßt werden: Die dem Heinrich Julius innewohnende Leidenschaft für theatralischen Aufwand verarbeitete das in Dänemark erlebte englische Theaterwesen zu einer neuen, mit deutschen und italienischen Stoffen durchsetzten Schauspielart. Die Einwirkungen der englischen Komödianten werden nur rein äußerlicher Art gewesen sein.

Heinrich Julius schrieb seine Spiele, weil er der Schauluft seiner Zeit verfallen war, weil er sich augenblicklich für diese Sache begeistern konnte, die verdeckt seinem Willen zur Prunkentfaltung schmeichelte und die seine protestantische Ethik als eine Staatsnotwendigkeit den Zuschauern darlegen konnte.

Die gekürzte Umarbeitung der ‚Susanna' erschien noch im gleichen Jahre wie das große Spiel. Ich neige dazu, es als das letzte in diesem Jahre herausgegebene Stück zu betrachten. Es zeigt die beste und reifste dramatische Gestaltung der bisher erschienenen Spiele. Von 170 Druckseiten ist es auf 35 zusammengedrängt worden. Mit seiner klaren Einteilung, mit seinem dramatischen Schwung und fließenden Dialog kann es als bühnenkräftiges und geschlossenes Schauspiel angesehen werden. Ohne die genannten Neuerungen zu verlassen, scheint dieses Stück in die humanistische Dramenauffassung zurückzubiegen. Eigentümlich ist auch die beibehaltene Benennung Tragikomödie. Zu damaliger Zeit konnten Spiele mit glücklichem Ausgang nicht Tragödie genannt werden.

Brüggemann setzt das zweite Werk des Herzogs, den ‚Pamphilus', später ‚Von einem Buhler und einer Buhlerin' genannt, an den Schluß der 1593 erschienenen Spiele. Im Manuskript fand ich auf vier sonst unbeschriebenen Blättern, von des Herzogs Hand geschrieben, die Bezeichnungen: No. 1 Susanna, No. 2 Pamphilus, No. 3 Fleischhauer, No. 4 Gastgeber. Sie waren auf die obere Hälfte der Seiten gesetzt, wie man einem Stück den Titel voranstellt.

Das Spiel zeigt in seinem Entwurf eine ziemliche Unbeholfenheit; es gewährt keinen geordneten Überblick und ist von Beiwerk erdrückt. Die Akt- und Szeneneinteilung ist schlecht, zum Teil nur durch einen flüchtigen Querstrich angedeutet. Das Vor- und Nachwort ist auf ein Blatt geschrieben; es werden nicht mehr Fürsten und Junker, sondern gnädige und günstige Herrn angeredet. Die Mundartszenen sind auf gesonderte Blätter geschrieben und später eingefügt worden. Ein Satyrmonolog leitet das Stück ein und schließt es. Der Eingangsmonolog ist gefallen, auch Holland, der ihn fälschlich für einen Prologersatz hielt, hat ihn nicht gedruckt. Es folgt hier eine kurze Inhaltsangabe des Monologes:

Der Satyr hat vom höchsten Teufel aus der Hölle Befehl, hier zu erscheinen und Gruß wie Gnade seines Herrn zu entbieten. Da in letzter Zeit durch der Pfaffen Arbeit und durch die Strafen der Obrigkeit der Hölle viele Söhne abtrünnig geworden seien, soll jetzt in einem Spiele gezeigt werden, wie man den Pfaffen und der Obrigkeit entgehen kann. Die Burschen sollten sich in der Kirche recht andächtig stellen, aber sich eine hübsche Frau aussuchen, ihr hernach folgen oder ihr Haus erfragen und abends um Gunst werben. Die von Natur weniger schönen Frauen müßten Schminke gebrauchen, sich in der Kirche auffällig benehmen, ihre Blicke schweifen lassen und ‚zuschmunzeln', sich auf der Straße zeigen oder sich ins Fenster legen. Wie man dieses geschickt anstellen könnte, würde nun den Zuschauern vorgeführt.

Der Inhalt dieses Spieles sollte ein abschreckendes Bild geben, während in dem ersten Spiele ein nachahmenswertes Beispiel gezeigt worden war. In der Susanna griff Gott sichtbar zur Errettung ein. Hier erscheint der Teufel und holt sein Opfer.

In dem Pamphilus wird zum erstenmal der Teufel als ein zuvorkommender, aber unheimlicher Junker gestaltet, der einen Vertrag schließt mit einem Menschen, irdische Macht verspricht und als Gegenleistung die Seele verlangt. Das um die Jahrhundertwende emporsteigende Faustproblem dringt in die Schauspiele. Es wird gezeigt, daß alles irdische Leben nur Sinn hat, wenn es auf den Hintergrund Ewigkeit gestellt wird. Man fürchtet sich vor dem Tode, in dem man das große Gericht über sein sündiges Leben sieht. Noch ist es ein Stück Weges bis zu der barocken Auffassung vom Tode als der Erlösung und dem Ziel des Lebens.

Den Stoff zu dem Pamphilus nahm Heinrich Julius aus der deutschen Schwankliteratur. Das Motiv des Kirchganges, des Hahnreies, des Ständchens und des Selbstmordes kehrt oft in den Novellen des Boccacio wieder. Die Verhöhnung eines alten Ehemannes, das Teufelsmotiv und der moralisierende Schluß sind deutsche Bestände. Englische Einflüsse liegen nicht vor.

Die Wächterszene mit ihren Mundarten ist gut in das Spiel eingeschoben und führt den Gang der Handlung weiter. Dieses vermißt man in der Susanna noch. Auch der Narr poltert nicht mehr als überflüssiger Spieler in die Handlung hinein. Er ‚spielt' mit, schafft die Verbindung zwischen den Parteien und macht sich über seinen Herrn lustig.

Die dramatische Handlung erwächst aus dem Stoff selbst oder wird gewaltsam wie der Schluß herbeigeführt. Die Personen handeln wie Figuren, deren Tun und Lassen von Anfang an bestimmt ist. Alles, was auf das Leben einstürmt, nimmt man als Schicksalsfügung ruhig hin; man

klagt und hofft auf irgendeine Erlösung im letzten Augenblick. Heinrich Julius zeigt noch keine Möglichkeit, welchen Weg man einschlagen kann, wenn man vom Schicksal getroffen wird. Nur steckt in allen Spielen die Lehre, der Mensch soll so leben, wie es ihm die Gesetze Gottes und des Staates sagen; dann wird ihn das Schicksal, besser noch gesagt der Teufel nicht treffen.

Der ‚Fleischhauer', welcher ungedruckt blieb, ist in der Handschrift durchsichtiger als der Pamphilus. Die Akteinteilung ist von Anfang an da und übersichtlich. Das Stück beginnt mit einer Mundartszene, die ursprünglich am Schlusse der Susanna stand und in die der Narr erst später eingesetzt wurde. Die weiteren Mundartszenen des Spieles sind zwar flott heruntergeschrieben, nähern sich aber der hochdeutschen Sprache. Nur die Rolle des Narren hat reinen niederdeutschen Dialekt. Der Schlußmonolog ist von Schreiberhand ausgeführt worden. Den Stoff zu diesem Spiele entnahm der Herzog dem öffentlichen Leben. Das schon im Pamphilus behandelte Teufelsproblem wird weitergeführt. Der mit dem Teufel verbündete Fleischhauer erhält vor dem Tode die Gnade, sich mit Gott aussöhnen zu können. Matz aber bekehrt sich nicht. Die unzureichende Lösung dieses Problems und die fast gezwungene überirdische Bestrafung der Staatsvertreter in dem Stück ließen das Spiel wohl nicht zum Drucke kommen. Das letzte Wort aber hat nicht mehr wie im Pamphilus der Teufel, sondern der Prediger, der Stellvertreter Gottes und Helfer des Staates. Dieses und das folgende Wirtsspiel stellte Heinrich Julius von allen seinen Stücken am stärksten in den Dienst der staatsverwirklichenden Ordnung. Beachtenswert ist, daß beide Spiele ungedruckt blieben.

Die komische Person wird zum vollen Mitspieler, bringt den Gang der Handlung vorwärts und hilft als Gegenspieler des Fleischhauers dem Volke. Sie heißt Johann Conget. Das ursprünglich geschriebene Clant ist durchgestrichen. In der Susanna hieß der Narr Clant, im Pamphilus Bouset. Diese letzte Benennung behält er in den späteren Spielen bei. Aus dieser dreifachen Benennung zieht Brüggemann den Schluß, daß die Entstehung des Fleischhauers vor dem Pamphilus liegen müsse. Die unübersichtliche, von Zwischenspielen durchsetzte und durch Vor- und Nachmonolog eingerahmte Struktur, der Inhalt und schließlich die von des Herzogs Hand gegebene Bezifferung sprechen für die Entstehung des Pamphilus vor dem Fleischhauer. Auch die versuchte Fortbildung des Teufelsproblems im Fleischhauer stellt den Pamphilus voraus.

Die klare Herausarbeitung der tragischen Elemente im Fleischhauer erfährt im ‚Wirtsspiel' einen Rückgang. Den tragischen Grundmotiven des Stückes sind komische Szenen beigemischt. Das Spiel zeigt ein Zurück-

fallen in die Spielart der Susanna. Zwar drängt der Stoff hier mehr zur Einheit, die Verarbeitung aber ist dem Herzog mißglückt. Der Komödienteil wurde in der Handschrift später völlig gestrichen und erschien in der Komödie: ‚Von einem Wirte', während der tragische Teil zur Tragikomödie: ‚Von einem Wirte oder Gastgeber' wurde. Wegen der Streichung des komischen Teiles müßte man eine Hinwendung zur Tragödie annehmen, die Komödie aber wurde eher gedruckt.

Der Stoff ist dem öffentlichen Leben entnommen und durch lustige Erzählungen aus der deutschen Schwankliteratur aufgefüllt worden. Die Marktszenen finden sich schon im Fleischhauer, die Figur des betrügerischen Wirtes in der Susanna.

Das Teufelsproblem erfährt hier seine letzte Gestaltung. Der Teufel, den der Wirt oft leichtsinnigerweise gerufen hatte, erscheint plötzlich und will den Sünder mitnehmen. Durch Reue aber und durch Gebet wird der Teufel bezwungen. Nach diesem Spiele hat Heinrich Julius das Teufelsproblem nicht wieder aufgegriffen. Wohl bedient er sich der Figur des Teufels noch, aber lediglich als Abschreckungsmittel.

Der Narr ist als tölpischer Diener des Wirtes an der Fortentwicklung der Handlung weniger beteiligt. Er beginnt neben seiner komischen Rolle die Stelle eines Chores einzunehmen.

Dem nächsten Spiele: ‚Von einem Weibe' geht im Manuskript eine Akteinteilung und ein Personenverzeichnis bis II, 6 voraus. In der Ausführung ist der Plan nicht genau beibehalten worden. Der erste Teil des Stückes ist von des Herzogs, der letzte von eines Schreibers Hand geschrieben. Die Person des Adrian erfuhr eine Teilung in Balbier und Nachbar. Der Mittelteil des Spieles ist im Aufbau undeutlich; erst mit dem vierten Akt setzt wieder die genaue Szeneneinteilung ein. Holland hat in seinem Druck diese Unklarheit geschickt durch zwei 4. und 5. Akte überwunden. Auf gesonderten Blättern stehen noch vier Mundartszenen sehr flüchtig und in schlechtem Dialekt geschrieben. Ob sie für dieses Stück oder für den Pamphilus bestimmt waren, läßt sich nicht feststellen. Da sie in ihrer Art und ihrem Inhalte sehr den Buhl- und Prügelszenen der Fastnachtspiele gleichen und nirgendwo gedruckt sind, gebe ich sie im Inhalt wieder: 1. Ceterle, ein schwäbisch Weib, überredet Görge, einen schlesischen Knecht, mit ihr zu buhlen. Um von ihrem Mann, dem Thüringer Clas, nicht entdeckt zu werden, will sie Clas erzählen, der Knecht wolle mit ihr buhlen, er solle sich Frauenkleider anziehen und ihn hereinlegen. Während der Bauer verkleidet auf den Knecht wartet, weilt dieser bei der Bäuerin. Hernach wird Clas noch vom Knecht wegen seiner Verkleidung der Buhlschaft bezichtigt und verprügelt. Diese Szene hat der Herzog nicht drucken lassen.

2. Walpe begrüßt ihren Buhlen Hermann. Ihr Mann sitzt in der Kneipe und wird dort wegen der Buhlschaft seiner Frau gehänselt. Der Bauer geht heim. Doch die Frau kommt ihm entgegen, hält ihm das gesunde Auge zu und sagt, ihr habe geträumt . . . Indessen verschwindet der hinter der Tür versteckte Buhle. Der Inhalt dieser Szene wird im ‚Weibe' benutzt.

3. Es soll eine Mundartszene sein zwischen einem Schweizer, einem Franken und einer Österreicherin. Zweimal schon hat die buhlende Frau ihren Mann getäuscht. Als der Mann schließlich droht, er wolle das Haus anzünden, läßt die Frau ihn vorher ihren Buhlen in einem Fasse aus dem Hause tragen. Diese Szene ging inhaltlich in die ‚Ehebrecherin' über.

4. Es handelt sich um eine märkische Bäuerin, einen mecklenburgischen und holsteinschen Bauern. Der Mann trifft den Buhlen seiner Frau vor dem Hause. Nach einem Wortwechsel kommt es zu einer Prügelei, wobei die Frau ihren Mann mitverprügelt. Der Bauer zieht kleinlaut ab. Die Buhlen gehen ins Haus. Diese Szene blieb ungedruckt.

Das Spiel ‚Von einem Weibe', das nur sechs Personen umfaßt, ist ohne psychologische Grundlage wie ein Schwank mit Weiberlist und verhöhntem Hahnrei in Szene gesetzt. Ursprünglich sollte es Thomas Merkator heißen. Die Linie der ehemaligen Schauspiele ist verlassen. Der Herzog beschränkt sich auf eine flotte bühnenwirksame Komödie. In diesem Stück lassen sich Einflüsse der italienischen Novelle erkennen.

Der verhöhnte Thomas ist ein Kaufmann. Gerade im 16. Jh. war der emporblühende Kaufmannsstand ungern gesehen und vom Volke verhöhnt worden. Daß Heinrich Julius, der Vertreter der höfischen Schicht, diese Tendenz des Volkes aufnimmt, erklärt sich aus der Überschneidung der um den Vorrang streitenden Stände. Wie eine Puppe scheint der Kaufmann von der Fortuna auf die rollende Glückskugel gestellt. Er kann sich aber nicht halten und fällt unter hellem Gelächter der Unbeteiligten herunter.

Der gestrichene Teil des Wirtsspieles wird als die Komödie: Von einem ‚Wirte' gedruckt. Der Stoff ist ganz der deutschen Schwankliteratur entnommen. (Holland hat zu den einzelnen Spielen des Herzogs die Quellen nachgewiesen.) Die auftretenden Personen werden gegeneinander ausgespielt. Sie stellen ihr Können auf die Probe. Zu Beginn des Stückes wird der Narr in einer Mundartszene (aus dem Fleischhauer) geschickt in die Handlung eingeführt. Überhaupt sind hier die Dialektszenen frisch in die Handlung eingestreut. Sie dringen in den eigentlichen Verlauf des Spieles ein und treiben den Gang vorwärts. Frei von sexuellen Gelüsten

und allzu mahnender Moral wird in lustig derber Weise ein unbeliebter und geprellter Wirt verlacht. Heinrich Julius zeigt hier, an das Fastnachtspiel anschließend und auf die Schwankliteratur aufbauend, einen Weg, wie man Lebensabläufe unterer Schichten mit ihrer Lust und ihrem Ärger in genrehaftem Stil zeichnen kann. Die Weiterführung dieser Spiele hätte zu einer deutschen, einfachen, aber witzigen und inhaltsbedingten Komödie führen können. Hier spielen deutsche Bürger und Bauern. Der Fleischhauer ging dem Wirtsspiele in der Markt- und Bauernzeichnung voran. Beide Spiele haben die beste Mundartverwendung. Die Lebendigkeit der Dialektszenen wird der Herzog geschöpft haben aus den Gesprächen der sich unterhaltenden Bauern auf seinen Gütern. Die Erkenntnis, daß die einfachen Bauerngespräche mit ihren oft platten Gedankengängen auf außenstehende Kreise einen starken Eindruck machen, floß gestaltend in die Ausarbeitung der Spiele. Die uns heute kindlich anmutende Einfachheit der Überlistung und des Hereinfalles trifft man häufig in der Bürgerliteratur des 16. Jh.

Das Ehebruchmotiv wird zum dritten Male aufgenommen in dem Spiele: Von einer ‚Ehebrecherin'. Im ‚Weibe' hatte sich Heinrich Julius damit begnügt, einen lustigen Schwank herabspielen zu lassen. Hier drückt er dem Stoffe seine moralische Anschauung auf und versucht dadurch das Spiel zu einer Tragödie zu machen. Im ‚Weibe' war der Ehemann hochbetagt und stellte so von Anfang an die Ehebeziehungen zu seiner Frau in ein brüchiges Verhältnis. In der ‚Ehebrecherin' wird ein eifersüchtiger, unbeholfener und lächerlicher Mann gezeigt, der hernach die Folgen seines dummen Benehmens teuer genug bezahlen muß. Beidemal aber treibt der Charakter des Mannes die Handlung des Spieles voran. Es ist nach damaliger Auffassung verständlich, daß ein so unvollkommener Mann, in der Erkenntnis seiner Hilflosigkeit gegenüber der Fortuna, in Verzweiflung gerät, daß dieses Motiv aber zum Selbstmord einer lebenssüchtigen Frau führt, die jetzt die Tragweite ihrer Schuld sieht, das ist eine Einengung italienischen Novellengeistes mit nordischer Moral. In Novellen von Boccacio scheidet die Frau, welche keine Möglichkeit mehr sieht, ihre glühende vom Sexus bestimmte Liebe (und Liebe ist hier gleich Leben) zu verwirklichen, mit heroischer Geste aus dem Leben. Bei Heinrich Julius begeht die Frau Selbstmord, nicht weil der erwünschte Liebesbereich beendet ist, sondern weil sie sich ihrer Schuld bewußt wird. Die Erscheinung des Teufels unterstreicht die vorliegende Schuld. Die ‚italienische Frau' kennt keine Schuld, sie kennt nur Liebe und Schmerz. Den Schmerz aber erträgt sie nicht. Die vom Herzog gezeigten Selbstmorde sollen den Zuschauern ein Bild geben, welche verderblichen Möglichkeiten das Laster nachziehen kann.

Die tragischen Bestandteile des ‚Wirtsspieles' wurden gedruckt in der Tragikomödie: Von einem ‚Gastgeber'. Die dürftige Handlung ist durch Mundartszenen aufgefüllt. Das Spiel endet mit der Tendenz, den Betrug und das Fluchen als strafbar zu zeigen.

Der Fleischhauer und die drei Wirtsspiele zeichnen in genrehafter Sorgfalt die öffentlichen Lebensvorgänge des Volkes. Die Ehebruchsstücke berichten aus dem häuslichen Leben der unteren Schichten. Beide Spielgruppen zeigen große Ähnlichkeit mit dem deutschen Fastnachtspiel. Der Schauplatz ist der Markt, die Gasse oder die Stube eines Bürgers.

Hier schließe ich die zweite Schaffensperiode des Herzogs. Die letzte, welche den Schauplatz der Handlungen in das Bereich höherer Kreise legt, setzt ein mit einem Spiel, das ganz aus der alten Schreibart herausfällt und unter dem Eindruck der englischen Blut- und Bombasttragödie steht, mit dem ‚Ungeratenen Sohne'. Es ist das einzige Stück, das unter dem Einfluß der englischen Komödianten geschrieben wurde. Die Handlung ist vom Herzog selbst erfunden. Wie ein Ungewitter jagt die Schandtat des ‚Helden' an den Zuschauern vorbei. Mord häuft sich auf Mord, Affekt stößt zu Affekt. Der Zuhörer kam garnicht zu der Frage: ist das möglich oder warum das. Er blieb in einer Schauerstimmung und konnte erst zum Schluß erleichtert aufatmen. Diese Wirkung dürfte der Schreiber erstrebt haben. Aber der Erfolg scheint ausgeblieben zu sein. Dem Wesen des Herzogs lag dieser Stoff nicht.

Die Sprache, die Ausdrucksmöglichkeiten und die dramatische Behandlung des Spieles heben sich aus der Reihe der anderen heraus. Die Gestaltung eines Menschen, der von seinem Charakter aus sich allem Guten entgegenstellt, der vor nichts zurückschreckt, durch Geisteserscheinungen aber zur Verzweiflung getrieben wird und sich selbst nicht töten kann, ist völlig neu auf deutschem Boden. Da die Schaulust der damaligen Menschen Derartiges aufnahm, so ist der Versuch des Herzogs auf diesem Gebiete verständlich. Die Handlung spielt im herzoglichen Hause, ohne aber die Politik zu berühren. Wie es im Nachwort heißt, soll das Spiel eine Warnung sein, sich gegen die Eltern aufzulehnen und wider das göttliche und menschliche Recht anzulaufen. Diese herausgestellte Verteidigung der staatlichen, von Gott gewollten Einrichtungen scheint dem Stück als eine Art moralischer Rechtfertigung beigegeben zu sein. Unbefriedigt über diese dramatische Gestaltung kehrt Heinrich Julius zur Komödie zurück. Der Schauplatz aber liegt in dem Bereich von Personen, die nicht dem Volke angehören.

Mit dem ‚Edelmann' greift der Herzog in das Schwankgebiet zurück. Der Stoff war im 16. Jh. schon mehrfach behandelt worden. Der

verkommene Edelmann und der ungeistliche Abt werden von Vertretern des niederen Volkes in ihrer Leistung und Lebensauffassung übertroffen und beschämt. Aber die guten Kräfte des Volkes werden von den Angehörigen der höheren Kreise niedergehalten und betrogen. Wieder einmal sind die Stände gegeneinander ausgespielt. Die Tendenz dieses Stückes ist, durch die Dramatisierung eines Schwankes die Lebensführung gewisser Personen zu geißeln und Gespräche über den Beruf zu geben. Dadurch leidet die Spannkraft der Dialogisierung, die Bühne wird zur Kanzel, zum Sprachrohr eines Fürsten, der seinen Zuhörern seine ethischen Auffassungen aufzwingen will.

Das dramatische Schaffen des Herzogs schließt das Spiel ‚Vincentio Ladislao'. Neben der Susanna ist dieses Stück in der Handschrift am unübersichtlichsten. Da Bühnenanweisungen und treffende Charakterzeichnungen des ‚Helden' schon im Manuskript vorliegen, ist die Hilfe oder Bearbeitung durch eine andere Person unwahrscheinlich. Der Herzog stand am Ende seiner Leidenschaft, Schauspiele zu schreiben. Und doch, keines seiner Spiele hat soviel Eigenartiges und einen so sicheren bühnenkräftigen Schwung wie der Ladislao.

Die Volksliteratur hatte im 16. Jh. den Typ von Ritter, der sich in die Neuzeit gerettet hatte, der immer unbrauchbarer im Kriege geworden war, aber mit überkommenem Stolz auf seinen großen Gegenspieler, das Volk herabsah, belächelt. Heinrich Julius griff diese Strömung auf und lieferte seinen höfischen Zuschauern eine köstliche, gut gestaltete Verhöhnung unzeitgemäßer, abgesunkener Gestalten. Ein Vorbild lieferte der italienische ‚Capitano', der auf dem ‚miles gloriosus' des Terenz zurückgeht und eine Zusammenstoppelung vieler Typen wurde: des verschmähten Liebhabers, des gehänselten Dummkopfs, des Aufschneiders, der, wo er auftritt, alle Beziehungen zerreißt, Verhöhnungen in Schmeicheleien verdreht, als ‚fürchterlich tapfer' immer kneift, großmütig verzeiht, aber bombastisch die Folgen seiner verschmähten Hilfe prophezeit. Grimm hat nachgewiesen, daß dieser Komödientyp durch den Schauspieler Franzesco Adrieni nach Paris und England gelangte. Auch Szenarien von diesem Helden und seinem Diener lagen vor 1600 schon im Druck vor. Die nahen Beziehungen des Ladislao zu diesem Komödientyp sind von Grimm herausgestellt worden.

Ich schließe dieses Kapitel, das zu einem gewissen Grade Scherers Ergebnisse über das dramatische Schaffen des Heinrich Julius bestätigt, mit Scherers Charakteristik (Geschichte der deutschen Literatur 1918, S. 252):

„Viel selbständiger hielt sich Herzog Heinrich Julius. Und viel besser wußte er zu lernen, was not tat. Er nahm die Prosa der englischen Stücke und die stehende lustige Person herüber, welche letztere der deutschen

Bühne auch früher nicht fremd war. Aber seine Susanna gründete er auf Frischlin; sein Vincentius Ladislaus ist die italienische Possenfigur des Capitano, des wortreich prahlenden und lügenden, dabei feigen Soldaten; seine Possen sind dramatisierte Schwänke; und nur in der Tragödie vom ungeratenen Sohn erinnert er an die Gräßlichkeiten der englischen Theaterstücke."

Übersicht über die Schauspiele

Schaffensperiode	Unter Einfl. d. humanistischen Bibeldramas	Aus dem Leben und der dt. Schwankdichtung: Dt. Stoff	Ital. Einfl.
I. Von der engl. Theaterkultur angeregt, entstehen große Spiele Komödie - Tragödie noch nicht scharf getrennt Zwischenspiele überwuchern. - Mundart -	1. Susanna I	3. Fleischhauer 4. Wirtsspiel	2. Pamphilus
II. Durcharbeitung der Spiele der I. Periode Trennung in: Komödie - Tragödie	7. Susanna II	6. Wirt	5. Weib
1593			
1594		8. Gastgeber	9. Ehebrecherin
III. Versuch, engl. Komödiantenstücke nachzuahmen Dann wieder Hinwendung zur Komödie		11. Edelmann	12. Vinzenz

Erklärung: Tragödie ——— Komödie ═══

Unter Einfl. der englisch. Komödianten-stücke	Mundartl. Zwischenspiele	Komische Person spricht:	Teufel
	stehen lose mit der Haupt-handlung in Verbindung	niedersächsische Mundart	1. — 2. Satyr beginnt u. schließt das Spiel. Teufel = alt. Mann im grauen Mantel. Treib. Macht. 3. Satan = grauer Mann, gibt wie in 2 Rat. Zieht ins Verderben. 4. Teufel = Junker. Reue und Gebet bezwingen ihn.
	5. — gut in die Handlung ein-gefügt, nicht hemmend		5. —
	7. —		6. — 7. —
	8. gut in die Handlung ein-gefügt		8. wie 4.
	9. —	niedersächsische Mundart	9. holt die Frau, rächt das Böse.
10. Sohn	—	—	10. holt den Sohn, rächt das Böse. Geister erschei-nen.
	—	hochdt.	11. —
	—	hochdt.	12. —

Literatur

Böcker, H.	Herzog Julius von Braunschweig im Rahmen der Zeitverhältnisse. Diss. 1931.
Eloesser	Die deutsche Literatur. I. 1930.
Frey, D.	Gotik und Renaissance. 1929.
Joël, K.	Wandlungen der Weltanschauungen. 1928.
Landsberger, Franz	Künstlerische Probleme der Renaissance. 1920.
Müller, G.	Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Barock. 1927. (Handbuch.)
Müller, G.	Deutsches Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. Göschen, 1086/1934.
Moser, H. J.	Geschichte der deutschen Musik. 1920.

I.

Friedenthal, R.	Herzog Heinrich Julius als Dramatiker. Diss. 1924. Mschr.
Gurlitt, W.	Michael Prätorius. Diss. 1915.
Spittler	Werke, IV. (Wächter hersg.) 1828.
Strauß, D. F.	Nicodemus Frischlin. 1856.
Liebe	Hofhalt des Bischofs Heinrich Julius von Halberstadt,... (Z. d. Harzvereins 28/1895.)
Zimmermann	Gedicht von Heinrich dem Löwen. (Btr. z. Gesch. d. dt. Sprache u. Literatur, XIII, 2/1887.)
Bodemann	Weihe und Einführung Heinr. Jul. als Bischof von Halberstadt und die Streitigkeiten. (Z. d. hist. Ver. f. Niedersachsen, 1878.)
Havemann	Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 1855.
Rhamm, A.	Die betrüglichen Goldmacher am Hofe Herzog Julius von Braunschweig. 1853.
Algermann, F.	Leben, Wandel . . . des Herzogs Julius von Braunschweig. 1822.
Leuckfeld, G. J.	Antiquitates Gröningenses. 1710.
Diephold, R.	Orationes de Henrico Julio . . . 1613.

Algermann, F. Kurtzer Extrakt von Erbawung der Stadt Braunschweig. 1605.

Bodemann, E. Herzog Julius von Braunschweig. (Z. f. d. Kg. I/1875.)

II.

Trunz, E. Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur. (Z. f. dt. Gesch. d. Erz. u. d. Unter. 21/1931.)

Joachimsen, P. Der Humanismus und die Entwicklung des deutschen Geistes. (Dt. Vjhrschr. f. L. u. G. 8/1930.)

Wall, H. Männer des braunschweigischen Kreises . . . Diss. 1925.

Petersen, P. Geschichte der aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland. 1921.

Koldewey, F. Klassische Philologie in Helmstedt und Statuten der Universität. 1895.

Beste, J. Geschichte der braunschw. Landeskirche. 1889.

Schlee, E. Der Streit des Daniel Hofmann über das Verhältnis der Philosophie zur Theologie. Diss. 1862.

Henke Georg Calixtus und seine Zeit. I—III. 1853.

Strombeck, von Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina z. Helmst. 1822.

Dransfeld, von Caselii Epistulae 1687.

Fuchte, von Caselii Epistulae 1619.

III.

Müller, Joh. Das Jesuitendrama. I, 1930.

Stammler, W. Von der Mystik zum Barock. 1927.

Arnold Das deutsche Drama. 1925.

Rudwin, M. J. A Historical and Bibliographical survey of the German Religions Drama, Pittsburgh 1924.

Greizenach Geschichte des neueren Dramas. 1923.

Sabban, J. Studien zum volkstümlichen Drama des 17. Jh. Diss. 19..

Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung. 1853.

Herz Englische Schauspieler und engl. Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschl. 1903.

Zimmermann	Englische Komödianten am Hofe zu Wolfenbüttel. (Braunschw. Mag.) 1902.
Greizenach	Die Schauspiele der engl. Komödianten. 1889.
Tittmann	Engl. Komödianten in Dtschl. Goedecke, XIII, 1880.
Bolte, J.	Schauspiele am Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen. (Sber. d. preuß. Ak. d. Wiss. 1931.)
Schleichert	Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und das deutsche Theater. Diss. 1922. Mschr.
Eckhardt, B. J.	Studien zur deutschen Bühnengeschichte der Renaissance. (Theaterg. Forsch. 41/1931.)
Schwenkendiek	Bühnengeschichte des verlorenen Sohnes in Dtschl. (Theaterg. Forsch. 40/1931.)
Stumpfl,	Bühnenmöglichkeiten des 16. Jh. (Z. f. dt. Ph. 54/1929.)
Boercherdt, H. H.	Der Renaissancestil des Theaters. 1926.
Diesch, H. C.	Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. u. 17. Jh. Diss. 1905.

IV.

Brüggemann	Versuch einer Zeitfolge der Dramen des Herzog Heinrich Julius v. Braunschw. 1926.
Grimm, H.	Das Theater des Herzogs Heinrich Julius von Braunschw. (Westerm. Monatsh. I/1857.)
Holland, W.	Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart, 1855.

Aus dem Archiv zu Hannover:

Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. (Vincentius, Merkator, Susanna, Wirtsspiel, Fleischhauer, Prodigus, Von einem Weibe.)	„P. 3."
Bestallungsurkunden der braunschweigischen Herzoge. 1589-1608.	„Cal. Br. Arch. Des. 22 II, I Nr. 9 Vol. I und II."
Kammerrechnungen des braunschw. Hofes.	„Hann. 76 c. Ab 1585-1595."

Lebenslauf

Am 1. April 1911 wurde ich, Wilhelm Pfützenreuter, zu Werl i. W. geboren. Meine Eltern entstammen alteingesessenen Bürgerfamilien des Eichsfeldes. Im letzten Jahre des Weltkrieges kam ich auf die Grundschule zu Werl. Später schickten mich meine Eltern auf das humanistische Gymnasium meiner Heimatstadt. Auf dieser Anstalt erhielt ich einen vortrefflichen Deutschunterricht und gute Einführungen in das Gebiet der bildenden Künste. Zu Ostern 1931 machte ich in Werl mein Abitur. Seit dem Sommersemester 1931 besuche ich die Universität zu Münster i. W. Ich belegte: Germanistik, Leibesübungen, Geschichte und Kunstgeschichte.

Ich bin zu Dank verpflichtet in Deutsch: Herrn Studienrat Dr. Abele, in hohem Maße Herrn Prof. Dr. Günther Müller, Herrn Prof. Dr. Schulte Kemminghausen, Herrn Prof. Dr. Trier, Herrn Prof. Dr. Schwietering; in Geschichte: Herrn Prof. Dr. Eitel, Herrn Prof. Dr. Wätjen, Herrn Prof. Dr. Willemsen; in Kunstgeschichte: Herrn Prof. Dr. Wackernagel; in der Turnlehrerausbildung dem Direktor des Instituts für Leibesübungen Herrn Oberregierungsrat Dr. Wagner.